

Kinder:

Carl Eugen Langen

*9. Oktober 1833 in Köln, †2. Oktober 1895 in Haus Etzweiler bei Elsdorf

VIII

Hermann August Langen

*9. Juni 1835 in Köln, †19. Juli 1835 in Köln

Friedrich Albert Langen

*20. Dezember 1836 in Köln, †5. Dezember 1891 in Köln

X

Wilhelm Reinhold Langen

*18. November 1838 in Köln, †20. Juni 1839 in Köln

Die Chronik behandelt nun Personen und Leben der

Nachkommen

Johann Jakob Langens d. J. in der Reihenfolge der acht, durch römische Ziffern hierüber gekennzeichneten Hauptstämme. Diese gliedern sich wieder nach Unterstämmen, die durch kleine Buchstaben (a, b, c usw.) gekennzeichnet sind. Die beste Übersicht gewinnt der Leser beim Herausschlagen der im Buchdeckel eingelegten Tafel. —

Emma Langen

geboren 1818, gestorben 1903 und

Adolf Schleicher

geboren 1823, gestorben 1902

... Ich erinnere mich noch, daß sie Sonntags zur Kirche ging und dann uns befahl artig und gehorsam zu sein. — Auch daß mein Vater mich eines Morgens an der Hand faßte, mich zur Leiche meiner Mutter führte, ich ergriff ihre gefalteten Hände und schauderte, da nahm der Vater mich hinweg und hieß uns hinuntergehen, er selbst aber ging auf ein Nebenzimmer und weinte bitterlich. Meine Mutter war nur zwei Tage krank gewesen, meine alte Großmutter, mein guter Vater und wir vier Kinder standen nun verwaist da — — O, wie oft bin ich an ihr Grab gegangen, worauf ein Rosenstock und eine weiße Lilie gepflanzt wurde, auch stand da eine Trauerweide, davor ein großer Stein mit der Inschrift:

Anna Hermine Langen geb. Zanders

geboren den 5ten Februar 1785

gestorben den 6ten März 1825

Selig sind die reinen Herzen sind, denn sie werden Gott schauen."

Diese, die Welt der Bettina von Arnim in Ton und Haltung noch einmal wachrufenden Worte stehen in der kleinen, höchst anspruchslosen „Hauschronik“ des ältesten Kindes der Eheleute Johann Jakob Langen und Anna Hermine Zanders, das am 9. März 1818 in Solingen geboren wurde und dort — wie gleichfalls in der „Hauschronik“ vermerkt — am 6. April auf die Namen Emma Johanna getauft wurde. — Emma war somit sieben Jahre alt, als sie die Mutter verlor, diesen prächtigen, ebenso tatkräftigen wie gefühlvollen Menschen, den wir aus dem Lebensbilde Johann Jakobs kennen — und von dem wir später an ihrer Tochter einige Züge wiederzuerkennen glauben.

Denn obwohl die von schweren Schicksalen früh gebeugte, aber bis ins hohe Alter von 92 Jahren der Familie erhalten gebliebene Großmutter Hanna Elisabeth sich zunächst der Kinder und des Haushalts annahm, soll Emma sich frühzeitig in der Betreuung der jüngeren Geschwister, insbesondere der kleinsten bewährt haben, denen der Vater nach vierzehntonatlicher Witwenschaft in Johanna Maria Gustorff, Anna Herminens langjährige Freundin, eine neue Mutter gab.

Aus der „Hauschronik“ wissen wir, daß Emma mit dreizehn Jahren auf ein Jahr zu Verwandten nach Rheidt kam, ehe sie in Solingen konfirmiert wurde. Alsdann siedelte die inzwischen weiter angewachsene Familie nach Köln über. 1835 brachte der Vater seine Älteste auf ein Jahr nach Cleve „in die Pension“, wonach sie wieder in das Elternhaus in die Severinstraße zurückkehrte. Mehr wissen wir über Emmas Kindheit nicht — und lesen nun wieder in der Chronik:

... 1843 nach der Friedrich-Wilhelmshütte bei Siegburg zu ihrem Bruder Emil gezogen, 1847 d. 5. Nov. nach 5 Jahre langem stillem Einssein mit ihrem Bräutigam öffentlich verlobt.

Weißer Rose — auf meiner Mutter Grab,
Nie falle Deine Blüte ab.
Du siehst auf mich alle Zeit,
Und hilfst mir siegen bei jedem Streit.

Ach weiße Rose – so weiß wie Schnee,
Tief – tief thut's mir im Herzen weh!
Doch bald werd ich droben bei Dir sein
Im Blute des Lammes gewaschen rein.

Ja lieber Gott hilf allezeit,
Daß ich Dir zu leben und sterben bereit
Da Jesus Christus gestern und heut
Du bleibst bei mir auch in Ewigkeit.

Der Vater hat uns zum Sohne gezogen, auf daß der Sohn uns wiederum zum Vater ziehe durch die Kraft des heiligen Geistes. Ihm dem dreieinigen Gott, sei Lob und Dank für seine gnadenvollen Führungen bis hieher, Ihm Treue und Gehorsam unter seinem Wort bis an unser Ende! Unsere Hoffnung und unser Trost im Leben und im Sterben sei allein und immerdar das Verdienst des Sohnes Gottes, unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. –

Theodor Leonhard Adolf Schleicher
geboren zu Stollberg bei Aachen am 20. Januar 1823

Emma Johanna Langen
geb. zu Solingen den 9ten März 1818

verehelichten sich zu Köln am 11. Juni 1848 Pfingstmontag u. nahmen gleich darauf als Eheleute ihre Wohnung zu Antwerpen.“

Emma Langen war 24 Jahre alt, als Adolf Schleicher, noch nicht 20jährig, entscheidend in ihr Leben trat – und über 30, als sie heiratete. Ältere Ehefrauen waren nichts seltenes um jene Zeit. Und da Emma gleich ihrer Mutter klein und zierlich war, Adolf hingegen über mittelgroß, wird der Altersunterschied äußerlich nicht aufgefallen sein. An Charakterbildung war aber der schöne Jüngling Emma gewiß nicht unterlegen. Und als Sproß der alten Stolberger Kupfermeisterfamilie, die schon lange mit den bedeutendsten rheinischen und westfälischen Industriefamilien versippt war, bedurfte er ohnehin keiner besonderen sten rheinischen und westfälischen Industriefamilien versippt war, bedurfte er ohnehin keiner besonderen Einführung in das Haus des damals zu Ehren kommenden Kölner Kaufmanns. Seine beruflichen Fähigkeiten hatte er als Angestellter in der Farbwarenhandlung Langen & Hönninghaus, an der Emmas ältester Bruder Otto damals beteiligt war, unter Beweis stellen können. Aber ausschlaggebend für Emma war doch wohl der tiefe Ernst des jungen Mannes, der schon elfjährig das Elternhaus verloren hatte. Sein Vater, der uns als humorlos, aber wohlwollend und mitleidig geschildert wird, hatte bis zu seinem Ende am Makel der Erfolglosen und Betrogenen zu tragen. Die Mutter, eigenwillig und schön, war ihren eigenen Weg in Kampf und Freudlosigkeit gegangen. So ist es wohl nur dem tiefen Glauben an eine feste sittliche Weltordnung nach „Gottes Wort“ zuzuschreiben, wenn Adolf nicht frühzeitig am Leben irre wurde. Bei weicher Gemütsart neigte er zu phantastischen Träumereien. Emma aber, klar und tätig, half ihm den geraden Weg dorer zu gehen, die nicht zweifeln dürfen, ohne zu verderben. In aufopfernder Pflichterfüllung im Kleinen ordnete sie sich dem Willen des Mannes unter, gab ihm aber gleichzeitig die innere Kraft zur Führung. Und was wir nun durch mehr als 50 Jahre hindurch von ihr vernehmen, klingt wie ein Echo aus Adolfs Geist. Bezeichnend dafür sind manche der späteren Eintragungen in der „Hauschronik“, bezeichnend aber auch rührend durch die stille und zugleich mutige Ergebenheit ihrer Gotteskindschaft:

„... Am 17. Juni 1849 schenkte uns der Herr eine Tochter, welche bei der Taufe in der hiesigen protestantischen Kirche den Namen Johanna Hermine erhielt. ... Dem Herrn übergeben wir dies Kind zum Eigentum.

Gott offenbarte sich uns allen am 21. Juni 1854 morgens gegen 10 Uhr als unser treuer Bandesgott indem unser ältestes Kind Herminchen vom Tode errettete. Das Mädchen hatte sich von der lieben Tante Henriette Zanders losgerissen, um die entgegengesetzte Seite der Straße zu betreten. – Da in der Mitte der Straße wird es von Pferd und Wagen überrascht, das Pferd wirft das Kind um, setzt sammt Wagen darüber her und der Kleinen, nachdem sie für tot aufgehoben und im Précurseur so angekündigt worden, ist kein Leid geschehen. Herr wir sind viel zu gering all Deiner Barmherzigkeit und Güte.“

Der gleiche Geist spricht aus den folgenden Eintragungen:

„Am 6ten Oktober 1850 wurde uns eine zweite Tochter geboren, die wir den 3ten November dem Herrn in der heiligen Taufe übergaben, sie erhielt den Namen Wilhelmine Elisabeth. ... Der Herr wolle uns zu treuen Hütern dieses Kindes machen.

Am 16. Mai 1876, Dienstags abends 11¼ Uhr entschlief unsere Tochter Wilhelmine Elisabeth nach einem Leben voll Selbstverläugnung in festem Glauben an unsern Herrn u. Heiland, ihr folgen viele Thränen, denn sie hat manche Thräne getrocknet. Der Herr hat Alles wohl gemacht! Gelobet sei sein Name!“

So folgen Eintragungen über alle zehn Kinder, über Geburt, Taufe, Schulgang, Verheiratung – und über den Tod, fast nie über Krankheiten, über die Schwindsucht, die auch wie von Gott gesandt hingenommen wurde, selten über Sorgen, die das Elternpaar sich über die Entwicklung der Kinder machte – etwa über Gottfrieds wankenden Glauben:

„... (Gottfried) ... kam aber nach einem Jahr brustleidend zurück. Jetzt ist er zu seiner Erholung zu Hause, wo ihm das Nichtsthun schwer wird. Ach lieber Herr – halte ihn fest an Deinem Herzen und laß ihn nicht – Du O Herr weißt allein was ihm gut. Sonntag, d. 30ten Juli 1876.

Alles was ihr bitten werdet in meinem Namen das will ich thun, so thue denn lieber Gott auch unserm Gottfried!...“

Die am 9. November 1857 geborene Tochter Therese wurde der Familie bald entrisen:

„Herr Du hast alles wohl gemacht – Gelobet sei Dein heiliger Name! Heute brachten wir zur Ruhestätte die irdische Hülle unserer kränklichen, gebrechlichen Therese. Sie starb am 26/27 Dezember 1869 in der Nacht, nachdem sie Tags zuvor fröhlich Weihnachten gefeiert. Früh mit Jesu Kreuz beladen, hat sie früh ihren Lebensweg vollendet, u. wir freuen uns ihrer Seligkeit bei Gott. Der Herr nahm sie sanft von hinnen, die Bitterkeit des Todes schmeckte sie kaum.“

Von dem letzten früh verstorbenen Kinde heißt es nur nach den üblichen Bemerkungen über Geburt, Taufe und Paten:

„Am 23. August 1871, Dienstag Abend 5¼ Uhr starb unser lieber Albert, nachdem er seine kurze elfjährige Pilgerzeit zur Hälfte in Kraft u. Fülle der Gesundheit, zur Hälfte in Schwachheit u. Krankheit zugebracht. Wir freuen uns seiner endlichen Erlösung unter Thränen. Der dreieinige Gott, der ihn aufgenommen in seinen Bund erhielt ihn in kindlichem seligen Glauben bis in den Tod. Sein Name sei gepreißt Amen.“

Fast kein Satz ist hier geschrieben, dem nicht ein Gebet folgte. Voll Stolz schreibt die Mutter von ihrem Liebling Wilfried:

„Am 15. März wurde er Doktor, nachdem er die beiden letzten Examen mit Auszeichnung bestanden, er läßt sich im elterlichen Hause nieder. Gott segne seinen Anfang, für sich selbst und seinen Nächsten u. lasse seine Güte und Liebe reichlich über uns sein.“

Sonst sind Worte der Anerkennung selten in ihrem Munde. Aber wir lesen doch:

„In einer Familienchronik darf man doch – (und dieses „darf man doch“ – ist kennzeichnend für ihr Wesen) – die Lieben nicht vergessen, welche der Herr zu sich genommen hat. Um 11 Uhr Abends am 2ten Mai 1894 hauchte unser lieber Sohn Adolf zu Tanga seine edle Seele aus.“

Welchen Schmerz verbergen nicht folgende kurze Zeilen:

„Emma Johanna Schumm, unsere Tochter, ging am 9. August 1884 morgens gegen 10 Uhr in Frieden heim. Ihr Mann und drei liebliche Kinder haben viel an ihr verloren, denn sie war ein tugendhaftes Weib, eine treue Mutter voll Glaubens und guter Werke. Halleluja!“

Selbst dieses „Halleluja“ klingt anders als das schroffe: „Elisabeth ist hin“, das Vater Adolf einem sehr schlechten Menschenkenner einst auf einer gemeinsamen Eisenbahnfahrt hingeworfen haben soll – Aber was man Fremden sagt, etwa auch die erschreckenden Worte: „besser wäre er gestorben, denn er hat seinen Glauben verloren“, die ein Sohn aus des Vaters Munde im Nebenzimmer hören mußte, ist etwas anderes als ein Gebet, das man in schwerer Not einem Buche für alle Zukunft anvertraut. Zwar weht der Geist des alttestamentlichen Patriarchen auch durch diese Blätter; aber die kleine wortkarge Frau, die sich diesen

Blättern anvertraute, wußte sich geborgen an der Seite dessen, den sie mit dem Herzen wohl besser kannte als er selbst.

Es war ganz natürlich, daß Adolf es anfänglich als junger Kaufmann in Antwerpen nicht leicht gehabt hatte. Das später am Welthandelsplatze sehr bedeutende Geschäft seines Onkels Heinrich Königs, in das er schon vor seiner Verheiratung eingetreten war, mußte er aus Gewissensgründen bald (1849) wieder verlassen, weil ihm das Geschäftsgebahren dieser Firma nicht christlich genug vorkam! So gründete er denn ein eigenes Speditions- und Kommissionsgeschäft, an dem später auch Emmas jüngster Bruder Albert beteiligt war. Hier brachte Adolf gleich seinem Schwiegervater Johann Jakob den Beweis, daß äußerste Rechtschaffenheit auch im Geschäftsleben zu bedeutenden Erfolgen führen kann. Bald gehörte er zu den bekanntesten und vertrauenswürdigsten Persönlichkeiten am Platz, obwohl ihn das Starre und Unverbindliche seines Wesens niemals zu dem werden ließ, was man damals unter den erfolgreichen Deutschen der alten Hansastadt einen „königlichen Kaufmann“ nannte. Man empfand auch schon früh den Sonderling an der sonst so eindrucksvollen und ehrfürchtgebietenden Erscheinung dieses merkwürdigen Mannes, der es sich – beispielsweise – nicht versagen konnte, auf Geschäftsbögen unter der Anschrift seines in einer obskuren Hafengasse – vielleicht unvermeidlicherweise gelegenen Lagers den Vermerk: „en façade d'un temple de Venus“ anzubringen.

Aufrecht und rechtschaffen ging er durchs Leben – zuerst bartlos, in der strengen und gepflegten Haltung eines kirchlichen Würdenträgers, später merkwürdigerweise im langen, wallenden Barte der freiheitlichen Männer seiner Zeit. Ein Kämpfer und Eiferer für eine im Sterben liegende Welt, deren ewig gültige Werte er wohl schon als Kind im tiefsten erlebt haben mußte, sprang er mit hochrotem Kopfe bei Tische auf, als ein Sohn sich erdreistete, den Geist Immanuel Kants zu beschwören. Es störte ihn nicht, daß dieser Sohn schon selbst halbwüchsige Kinder hatte, die nun mit anhören mußten, wie ihrem Vater die Türe gewiesen wurde, und daß Fremde betreten niederblickend mit am Tische saßen. Und daß es, diesen Fremden ungewohnt, kalte gebundene Suppe und auch Hammelbraten, Blumenkohl und Kartoffeln kalt zum Sonntagsfestgerichte gab, auf daß der Feiertag nicht durch Küchenarbeit entheiligt würde, war auch Emma im Laufe der Jahre zur Selbstverständlichkeit geworden.

Anfänglich mag es trotz wachsenden Wohlstandes zwar sehr still und bescheiden in dem geräumigen, ehemaligen Patrizierhause in der Antwerpener Altstadt zugegangen sein. Aber wo so viele Kinder sind, kann der Frohsinn nicht ausbleiben, und mag er noch so sehr unter dem Druck eines überernsten Vaters leiden und unter der dauernden Drohung des Hustens derer, die einem frühen Tod geweiht sind. Je weiter aber die Kinder heranwuchsen, um so ernster und stiller wurde es im Hause. Und für die tüchtig zugreifenden, nur selten von der Mutter gelobten Töchter erschien das in Deutschland verbrachte Pensionsjahr wie eine Erlösung von einem schweren Alp – obwohl sie heimkehrend, in ruhiger Selbstverständlichkeit wieder ihre Pflichten bei den, in klösterlicher Abgeschiedenheit früh alternden Eltern übernahmen.

Emma, in ihrem geschlossenen Häubchen, zu dem sie allenfalls in jüngeren Jahren auf der Straße violette Bänder trug, die von zehn Kindern, die sie geboren hatte, zu eigenen Lebzeiten fünf wieder hatte hergeben müssen, mag vielleicht weniger als Adolf gelitten haben. Aber sie wäre kein Mensch, wenn es nicht auch ihr schwer geworden wäre, die Lieben an den Tod zu verlieren. Aber schwerer war es ihr in ihrem schlichten Sinn gewiß, Kinder, besonders Söhne an das Leben herzugeben auf unbekannte, wohl auch gefährliche Wege, die gewiß nicht immer Gottes Wege sind. Und nur ihr, nicht dem gestrengen, aufbrausenden Vater wird vorgemacht, daß man in der Loge, als Meister vom Stuhle, kleine Kinder ißt.

Adolf litt schwerer. Er litt fast unter allen Menschen, die seinen Glauben nicht teilen konnten, war aber um so glücklicher über Töchter, wie Emma, oder über Schwiegersöhne, wie Hermann Schumm, die ihm willig folgten. Den Deutschen in Antwerpen, die sofern sie kirchlich gesinnt waren, von einem preußisch-unierten Pastor betreut wurden, blieb er der reformiert getaufte, aber irgendwann, vielleicht erst in Berührung mit der Antwerpener norwegischen Gemeinde zum lutherischen Bekenntnis Übergangene, zeitlebens fremd. So

baute er denn den Norwegern ein Gotteshaus (später auch den norwegischen Schiffen ein Seemannsheim), an dessen Feiern auch seine Angehörigen teilzunehmen hatten. Seltsam: erst in hohem Alter ging er nicht mehr in die Kirche, und behauptete, Gott viel leichter in der freien Natur zu finden. Und man traf ihn oft im einträchtlichen Gespräch mit wohlgenährten Mönchen.

Gegen Ende des Jahrhunderts zog Adolf sich ganz von den Geschäften zurück, die ihm nie viel bedeuteten hatten. Und doch sah man seine ehrwürdige Gestalt noch oft auf dem Wege zur schönen, alten Antwerpener Börse, wo Fremdenführer gegen Trinkgeld auf den alten Mann aufmerksam machten. – Schon seit mehr als zehn Jahren lebte das Ehepaar in einem kleinen Häuschen hinter dem Zoologischen Garten. Für den Sommer aber hatte Adolf ein winziges Landgütchen gepachtet, wo er als nicht durchaus appetitlicher, aber äußerst harmloser Rübezahl zum Entsetzen empfindlicher Nichten persönlich seinen Kohl düngte. – Hier in Lint wurde am 11. Juni 1898 die Goldene Hochzeit gefeiert, weil es in Antwerpen üblich war, bei solchen Gelegenheiten die ganze Straße zu beslaggen. In einer zu diesem Zweck errichteten Bretterhütte ward ein langer Tisch gedeckt, an dem Kinder und Kindeskinde sich noch einmal für einige Stunden um die alten, sehr anspruchslos gewordenen Leute vereinigten. Und keiner, der an dem bescheidenen Fest teilnahm, wird den Augenblick vergessen, da Adolf in der langen gereimten Rede über die gemeinsame Schifffahrt der Kinder gedachte, die er ins Meer versenken mußte – und wie der Greis darüber für eine Weile alle Fassung verlor, während Emma, still in sich versunken, mühsam an einem aufgeweichten Brote kaute. Vielleicht besagt dieser Augenblick mehr über die beiden, über ihre Wünsche und Hoffnungen, und auch ihren geraden und ehrlichen Lebensweg als die Aufzählung vieler Geschehnisse. Auch aus den anderen „Gedichten“ in Emmas Chronik und in einem schmalen Heftchen von Adolfs Hand könnte ein hellhöriger noch einiges erfahren. „Gedichte, nur Kindern bescheert, den Fremden des Lesens nicht wert“, überschreibt er sie. – Sie sind gewiß nichts für Fremde, aber auch nichts für Kinder, mit denen Adolf nie so recht umzugehen verstand. Und es war wohl auch kein glücklicher Gedanke, ihm während der Ferien zur Strafe kleine Bösewichte anzuvertrauen, die dann später allerhand sonderbares über die Antwerpener Verwandten zu erzählen wußten. Er, der ohne glückliche Kindheit gewesen und dessen ganzes Streben von früh auf auf männliche Reife gerichtet war, war doch allem Schein zum Trotz auf dem Grunde seines Herzens ein dem Leben gegenüber hilflos gebliebenes Kind geblieben.

Was das Elternhaus ihm versagt hatte, das gab ihm der eingeborene Gott – und ohne es wohl zu ahnen, Emma, die von Kindesbeinen an Mutter gewesen war, bis sie, die um fünf Jahre ältere, selbst langsam zur Kindheit zurückkehrte. Nun lauschte sie, die durch viele Jahre und in vielen Nächten auf leises Weinen gehorcht hatte, wohl noch auf die ungewissen, hauchdünnen Flötentönen ihres Mannes, die immer leiser zu ihrem Fensterplatz drangen, von dem aus sie durch einen vierteiligen „Spion“ an der durch einige Nachbarn, Dienstmädchen oder Katzen vertretenen Außenwelt teilnahm.

Dann wurden sie nach vierundfünfzigjähriger, wahrhafter Ehe getrennt. Am 14. April 1902 ging der jüngere Adolf der Gefährtin in den Tod voraus. Die vom Fieber geröteten Backen gaben während der Schmerzenstage einer schnellverlaufenden Lungenentzündung dem prachtvollen Apostelkopf noch einmal bezaubernde Frische. In guten Stunden glättete sich die sonst so schwer umwölkte Stirne, und nun leuchteten wieder die großen, erstaunten, hellblauen Augen wie im Glanz des Weihnachtsbaums. Und so ist er eingegangen in das Wunder, in das Reich seines Gottes, um das er, der Welt früh entfremdet, zeitlebens ehrlich gerungen hat.

Man nahm an, auch Emmas Leben müsse nun schnell erlöschen. Aber diese kleine Frau, deren Leben wahrlich Mühe und Arbeit gewesen war, die als siebenjährige neben der Leiche ihrer Mutter stand, die Kinder und Enkel sterben sah, war von größerer Widerstandskraft als ihr bewunderter Führer. Sie wurde, zwar auch nicht der Welt, aber den Pflichten des Alltags tätig hingegeben, nicht so wie er von innerem Feuer verzehrt. Pflanzenhaft gläubig war ihr Leben, und pflanzenhaft war auch ihr Tod, still und ohne Gewalt. Sie ging, 85jährig dahin, als eine, deren Werk längst vollendet ist, und ihre Lieben ließen

sie ziehen, in der Gewißheit, daß die letzten, wohlbehüteten Jahre, trotz zunehmender Altersbeschwerden und den nur langsam verstummenden Fragen nach dem Gefährten, glücklich waren, wie die eines ganz kleinen Kindes. —

Kinder von Adolf und Emma Schleicher:

Henriette Johanna Hermine

* 17. Juni 1849 in Antwerpen, † 18. April 1935 in München

Wilhelmine Elisabeth

* 6. Oktober 1850 in Antwerpen, † 16. Mai 1876 in Antwerpen

Karl August Jakob

* 21. November 1851 in Antwerpen, † 26. Februar 1926 in Philadelphia (Pa).

Adolf Walter

* 31. Mai 1854 in Antwerpen, † 2. Mai 1894 in Tanga (Ostafrika)

Gustav Gottfried

* 4. September 1855 in Antwerpen, † 20. Oktober 1930 in Magdeburg

Emma Johanna

* 11. November 1856 in Antwerpen, † 9. August 1884 in Mülheim am Rhein

Therese Henriette

* 9. November 1857 in Antwerpen, † 26./27. Dezember 1869 in Antwerpen

Wilfried Emil

* 12. Oktober 1858 in Antwerpen, † 17. Oktober 1912 in Brüssel

Gustav Albert

* 21. Dezember 1851 in Antwerpen, † 22. August 1871 in Antwerpen

Clara Maria

* 20. Januar 1861 in Antwerpen, † 24. August 1908 in Köln (beerdigt in Antwerpen)

Hermine Schleicher

geboren 1849, vermählt 1873 mit Eugen Langen (VIII), gestorben 1935

Hermine Schleicher, welche in die Geschichte der Familie als „die Frau Geheimrat“ eingehen wird, hat sich von jeher als der erste Sproß aus dem ersten Langenschen Stamme gefühlt. So sicher ihre Seele zeit- lebens dort ruht, wo die herbe religiöse Sehnsucht des Vaters den Anker auswarf, so fest geht schon der kindliche Wille den nüchternen, klaren Weg der Mutter Emma und des Großvaters aus der Severin- straße immer geradeaus.

Das Kind hat es nicht leicht in einem Hause, das Krankheit und Tod hinnimmt wie das tägliche Brot. Früh lernt es die Krankheit hassen. In den dunklen Räumen sehen seine klugen Augen wohl mehr, als Kinder sonst ertragen. So legen sich die Lippen bald verschwiegen aufeinander — und wenn die Hände ruhen, so ist es zum Gebet. Hermine betont, ausdrücklich, in späteren Jahren, daß auch sie fröhlich wie andere Kinder war. Wer zweifelte daran? — doch wenn Hermine singt, klingt es wie ein Choral.

Die Jungfrau nimmt, in Deutschland, unter glücklich gewählten Erziehern offenen Herzens alles auf, was hell und gesund und begeistert ist, wie Bachs oder Beethovens Klänge. Und kehrt erweiterten Blickes, gefestigten Glaubens, von Straße und Pöbel unberührt zu den Eltern nach Antwerpen zurück, der Mutter und — an Sonntagen — auch dem Vater zur Stütze. In der Kirche, oder in den Seemannsheimen, denen Adolf Schleicher Hilfe und Mittel leiht, führt sie die Musik zu höherem Leben.

Nun schreitet sie weiter, wenn nötig sogar am verehrten Vater vorbei, der sich dem reinen und klaren Blicke aus zwei großen, dunklen Augen beugt, wohl fühlend, daß in ihnen eine tiefere Wahrheit ruht als in seinem männlich-grüblerischen Glauben, und daß dieses sein ältestes Kind mit dem begnadet ist, worum er heimlich ringt.

Erhobenen Hauptes, zu jedem ehrlichen Dienste bereit, mütterlich ehe sie Mutter wurde, unbestechlich und fromm: so sah sie Eugen Langen, als sein erstes Glück zerbrach. —

Elisabeth Schleicher

geboren 1850, gestorben 1876 zu Antwerpen

„Am 6. Oktober 1850 wurde uns eine zweite Tochter geboren, die wir den 3ten November dem Herrn in der heiligen Taufe übergaben, sie erhielt den Namen Wilhelmine Elisabeth. Pathen waren, Schwager meines Mannes Fr. W. von Normann in Charlottenburg, meine Schwiegermutter Wilhelmine Schleicher u. meine Tante Henriette Zanders. Der Herr wolle uns zu treuen Hütern dieses Kindes machen.

Am 16. Mai 1876, Dienstags Abends 11 $\frac{3}{4}$ Uhr entschlief unsere Tochter Wilhelmine Elisabeth nach einem Leben der Selbstverläugnung im festen Glauben an unseren Herrn und Heiland. Ihr folgen viele Thränen, denn sie hat manche Thräne getrocknet. Der Herr hat Alles wohl gemacht! Gelobet sei sein Name!“
Als Andenken an unsere Elisabeth folgen hier einige von ihr aufgeschriebene Verse:

Worte zu einer Mozart'schen Sonate

Träumt einst mein Herz sei ein Garten
Drin die Blumen alle verblüht.
Drin das welke Laub erzittert,
Den der Herbststurm wild durchzieht.
Ach der Frostnacht kalter Schauer,
Will durch meinen Garten gehn,
Und ihr Blumen meine Freude
Wurdet mir zu tiefem Leide.
Mußt Euch welken, sterben sehn — sterben sehn.
O Herr Christ, o Du mein Gärtner
Wollst in meinen Garten sehn.
Meine todten Freudenblumen
Alle auf Dein Wort erstehn.
Sieh wie öd, wie welk mein Garten —
Herr in Angst, in Noth, in Pein
Ach wie lange harr ich Dein.

(1870, aus der Hauschronik der Emma Schleicher)

Jakob Schleicher

geboren 1851, gestorben 1926 zu Philadelphia (Pa)

Emma Schleichers ältester Sohn Jakob war ein auffallend hübsches und liebenswürdiges Kind und blieb trotz einer gewissen Zartheit von dem Übel der Tuberkulose verschont, das so viel schweres Leid in den Antwerpener Stamm bringen sollte. Da er keine besonderen wissenschaftlichen oder künstlerischen Neigungen zeigte, bestieg er, nach Abschluß seiner Mittelstudien am Antwerpener Athenäum den Kontor- stuhl im Geschäft seines Vaters. Dieser wird wenig Mühe mit dem bereitwilligen und anstelligem Lehrlinge gehabt haben, der erst nach vier Jahren nach Köln in die damals von den Brüdern seiner Mutter ge-

leitete Zuckerraffinerie von J. J. Langen & Söhne weiterwandert. Im Jahre 1874, da in Deutz nach Eugen Langens Plänen die Gasmotorenfabrik Deutz errichtet wird, zieht er auf zwei Jahre nach Buenos-Aires, wo er sich bei der Firma Wedekind, Fehr & Co. als Korrespondent betätigt, und erhält nun nach dem beispiellosen Aufstieg der Gasmotorenfabrik den Auftrag, gemeinsam mit seinem Bruder Adolf und seinem späteren Schwager Hermann Schumm, die Interessen dieser Firma, die in einem höheren Sinne die Interessen der gesamten Familie waren, auf der Weltausstellung in Philadelphia zu vertreten. Und Philadelphia wird seine zweite Heimat.

Zwar läßt er sich dort erst 15 Jahre später mit der um neun Jahre älteren Witwe Elwine Ebeling trauen, die als Tochter des ehemaligen Fedtmeisters beim Garde du Corps-Regiment Ludwig Hewel, in Hannover geboren ward und die im Februar 1914 starb, als der zweite Sohn von Jakobs Bruder Wilfried, auf der Durchreise von Samoa nach Europa seinen Onkel in Philadelphia aufsuchte.

Es war wohl in erster Linie der Wunsch, nun selbst an dem Werke des von allen bewunderten jüngeren Bruders seiner Mutter mitzuwirken, der ihn veranlaßte, gemeinsam mit den beiden schon genannten, unter der Firma Schleicher, Schumm & Co. weiterhin der Verbreitung des Gasmotors zu dienen. Bis dann Hermann Schumm im Jahre 1879 und Adolf Schleicher zehn Jahre später mit ihren Angehörigen nach Europa zurückkehrten und bis die vorerst von Jakob allein geleitete Firma im Jahre 1894 in die Otto Gas Engine Works, eine Aktiengesellschaft, überführt wurde.

Es war im folgenden, oder erst im nachfolgenden Jahre, daß Jakob sich mit seiner Gattin zu einer Europareise aufmachte, die wohl mehr dem Wunsche entsprang, die alten Eltern und die Geschwister, und auch die Stätten der Jugend wiederzusehen, als Elwine seinen Verwandten vorzustellen. Denn er mußte es wohl empfinden, daß Elwine sehr amerikanisch war, in einer Weise, die man in dem damaligen Europa noch sehr wenig schätzte. Dennoch war es wohl hart und gewiß sehr ungerecht, als Jakob gefragt wurde, warum er die lange Überfahrt nicht dazu benutzt hätte, sich dieses Ballastes zu entledigen. Denn das Leben hat für die Amerikanerin und gegen die damaligen Kritiker entschieden. Wie wäre es sonst wohl möglich gewesen, daß Jakob nach dem Tode seiner Gefährtin bis zu seinem eigenen Hinscheiden im Jahre 1926, auch während der vom Deutschenhaß erfüllten Kriegsjahre ein friedlicher Lebensabend in der Familie seines Stiefsohnes Adolf Ebeling beschert ward?

Elwine muß eine sehr gute Mutter gewesen sein. Und das war es wohl auch, was Jakob brauchte, der selbst viel zu wenig „amerikanisch“ war, um in der neuen Welt auf die Dauer ohne Anlehnungsmöglichkeit zu bestehen. Kurz vor der Europareise, die er nicht wiederholte, hatte er sich in das Privatleben zurückgezogen. Er gehörte ja zu den seltenen Menschen, die in einer früh zur Rundung gelangten Weltanschauung fest verankert, ihr Leben lang privatisieren können, ohne zu verderben; die aber auch wieder zum vollen Einsatz aller Kräfte bereit sind, wenn eine Pflicht, und mag sie noch so schwer sein, an sie herantritt.

Und es war auch so, daß die Eigenart der amerikanischen Verhältnisse Jakob sehr bald wieder in die Arbeit zwang. Zuerst war es ihm wohl darum zu tun, seinem Stiefsohne bei der Gründung einer Existenz beratend zur Seite zu stehen. Später aber blieb ihm keine Wahl. Aber nichts mehr, ob es eine Karamellfabrik war oder auch anderes, wollte ihm so recht gelingen. Und dies gewiß nicht deswegen, weil Jakob oder auch sein Stiefsohn unfähig gewesen wären, sondern weil ein feinfühligster und lauterer Charakter in Amerika weniger als sonst wie in der Welt zum Geldmachen taugt.

Jakob war hierin seinem Vater ähnlich, der auch alles andere war als ein businessman. Aber der doch Kaufmann sein konnte und es sein durfte — unter königlichen Kaufleuten.

Im ganzen aber war Jakob seinem Vater doch wohl unähnlich. Bei allem zarten Empfinden und aller Herzenswärme war ihm etwas von dem Langenschen Tatsachensinn der Mutter mitgegeben worden. Nur etwas, aber immerhin doch so viel, daß er sich immer wieder, trotz schwerer Rückschläge, auf der Erde zurecht fand. Wäre er nicht sonst wie viele andere drüben frühe aufgerieben worden?

Und es waren noch andere, starke Seelenkräfte wirksam in diesem Manne, dessen ruhige, von weichem,

welligen Haare umrahmten Alterszüge von edler Freundlichkeit sind. Sie haben etwas von dem Ausdrucke eines Weisen, wie ihn sich so viele erträumten für die letzten Jahre, und doch nur so wenige erreichen. Beruhten diese Seelenkräfte auf einer von Haus aus glücklichen Natur? mußten sie erkämpft werden nach vielen Enttäuschungen? oder war es der Glaube, der ihnen den nährenden Boden gab? Wer schaut so tief in die Menschenseele hinein, als daß er dies über die Jahre und das weite Meer hinweg ergründen könnte. Gewiß ist, daß Jakob im Frieden von der Welt und von den Menschen schied — im Frieden, den er selbst zeitlebens nie gebrochen hat. —

Karl August Jakob Schleicher heiratete am 12. Dezember 1891 zu Philadelphia Elwine Antoinette Julie Hewel, * 7. November 1842 zu Philadelphia, † 4. März 1914 daselbst, Tochter von Ludwig Hewel, * 1805 in Elliehausen bei Göttingen, † 1849 zu Hannover, und Konradine Philippine Marie von Kohlrusch, * 18. September 1814 in Celle, † 11. Juni 1882 in Modesta (Kalifornien). Elwine Hewel war in erster Ehe vermählt mit Adolf Ebeling. Aus dieser Ehe stammte ein Sohn mit Namen Wilhelm Adolf Ebeling, * 27. April 1870 in New York.

Adolf Schleicher

Id

geboren 1854, gestorben 1894

Zu Beginn der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts konnten späte Passanten Abend für Abend einen jungen Mann beobachten, der im trüben Schein einer Berliner Straßenlaterne andächtig in einem dicken Buch las. Dieser, auch in der damaligen, gewiß noch recht stillen Reichshauptstadt durch sein seltsames Verhalten auffallende junge Mensch war niemand anderes als der 20 Jahre später an der Schwelle der Berühmtheit verstorbene zweite Sohn von Emma Schleicher in Antwerpen, Student an der Gewerbeakademie, der seinem Vater Adolf Schleicher versprochen hatte, allabendlich ein Kapitel aus der Bibel zu lesen.

So behauptet wenigstens nach mehr als einem halben Jahrhundert ein unbekannter Autor. Aber die Geschichte besitzt einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß wir es uns nicht versagen können, sie zur Charakterisierung dieses in vieler Hinsicht ungewöhnlichen Sprosses aus einem Langenschen Stamme an der Spitze seines Lebensbildes anzuführen.

Adolf Schleicher der Jüngere wurde am 31. Mai 1854 in Antwerpen geboren. Schon auf der Schule fiel er als besonders guter Schüler auf. Mit 17 Jahren bestand er auf dem Antwerpener Athenäum die Reifeprüfung, und holte sich ein Jahr später in Köln auf dem Karmelitergymnasium das deutsche Maturum, um in Deutschland studieren zu können. In diesem Jahre wohnte er bei seinem Onkel Gustav Langen. Dann zog er nach Berlin auf die Gewerbeakademie (spätere Technische Hochschule) und arbeitete dann eine Weile in einer deutschen Maschinenfabrik. Und da er, wie seine Mutter ihrer Hauschronik anvertraut, „in Berlin sich treu zu seiner lutherischen Kirche hielt, so machte er die Bekanntschaft eines lieben christlichen Hauses und deren Tochter.“

Die Verlobung mit Anna Jakobi, Tochter des Arztes Adolf Jakobi und seiner Gattin Malvine, geb. Schönberg, wurde am 22. Februar 1876 veröffentlicht. Und am 15. März schiffte Adolf sich nach Amerika ein, um dort, gemeinsam mit seinem Bruder Jakob, die Interessen der Gasmotorenfabrik Deutz zu vertreten. Als er in der Neuen Welt eintraf, war er erst 22 Jahre alt.

Adolf war von ungefähr gleicher Größe wie sein älterer Bruder, der aber, wie auch Gottfried und Wilfried, der ragenden Erscheinung des Vaters ähnlicher war. Adolf hingegen trägt einen großen Kopf auf breiten Schultern, was seiner Gestalt etwas Gedrungenes gibt. Hierzu stehen nun die fast zierlichen Glieder in einem auffallenden aber durchaus nicht störenden Widerspruch. Die Stirne wölbt sich mächtig über klar

hinausblickende helle Augen, die, wie die eines jungen Mädchens von dunklen Lidern umrahmt, voneinander durch die edel geschwungene Nase getrennt werden, welche selbst wieder über einem scharf geschnittenen, festen, stets zu einem treffenden Einwurfe bereiten Munde steht. In späteren Jahren sinkt der Kopf tiefer in die Schultern, der Mund wird sinnlich weicher, aber die Augen verlieren das mädchenhaft-samtige und forschen nun durch scharf geschliffene Gläser unbestechlich in die Welt hinaus. Und seltsam: die gewiß nicht untätigen Hände, die fest zugreifen, vielleicht gar dreinschlagen könnten, sind unter weichen Polstern zart geblieben, wie die eines kleinen Kindes.

Fürwahr eine höchst merkwürdige Erscheinung, dieser zweite Adolf Schleicher. Nichts hat sie von der Verträumtheit und der heimlichen Weltflucht mehrerer Brüder und auch des Vaters. Auch nichts von der Müdigkeit, welche die Söhne sonst vom Vater unterscheidet. Alles an ihr ist auf Kampf gestellt. Es ist etwas Lutherisches an diesem Menschen, den seine Schwester Hermine so sehr liebte, und wüßte man nicht um die geistige Haltung des Vaters, dem er vom Verstande her weit überlegen ist, müßte man ihn, den erhaltenen Bildern nach, für einen sehr protestantischen Theologen halten.

Mutter Emma, die von Adolfs lutherischem Glauben schreibt, meinte allerdings damit etwas anderes. Und doch muß sie gefühlt haben, wie sehr gerade dieser Sohn, der als einziger, seiner ganzen, auch im Religiösen positiven Haltung nach, zeitlebens behagend zum Elternhaus stand, Blut von ihrem Blute war. Dies erklärt wohl auch, weshalb Adolf der Jüngere, seinem Vater so unähnlich, und auch in Glaubensfragen andere Wege gehend, sich so ausgezeichnet mit diesem vertrat, daß er ihn schon als Kind necken durfte.

Es war bei der Grundsteinlegung der norwegischen Seemannskirche. Vater Adolf, als Stifter, mußte seine erste französische Rede halten. Und als er sich später behaglich mit den städtischen und kirchlichen Würdenträgern unterhielt, hörte er die deutsch geflüsterten Worte: „Etsch, Vater, zwei Fehler hast Du doch gemacht!“ Und der sonst so humorlose Alte hat die Geschichte gerne weiter erzählt.

Nun aber müssen wir uns Adolf, der gewiß auch, gleich seinen Geschwistern, nach übermütigen Streichen stehend am Mittagstisch Gesangbuchverse, Katechismus, Kapitel aus der Schrift hatte hersagen müssen – als jugendlichen businessmann in Philadelphia vorstellen.

Seiner eigenen unbefangenen Meinung nach ging es anfänglich, besonders auf der Weltausstellung ganz leicht, und Adolf wird wohl auch den empfindsamen, etwas pedantischen älteren Bruder zu frischem, neuweltlichem Draufgägertum mitgerissen haben. Und als im folgenden Jahre der erfahrene, zuverlässige Hermann Schumm zur Unterstützung der Brüder eintraf, und die vorerst als „The Otto Gas Engine Manufactory“ in „Schleicher, Schumm & Co.“ umgetauft wurde, war die Grundlage zu einem sich unter der Mitwirkung von Deutz erfolgreich entwickelnden Unternehmen geschaffen.

Aber vielleicht war es ein Unglück, daß Schumm schon nach zwei Jahren mit einem anderen Auftrag nach Europa zurückkehrte. Denn es konnte nicht ausbleiben, daß der wünschenswerte Gleichschritt mit dem Deutzer Mutterhause unter den damals noch sehr schwerfälligen Verkehrsverhältnissen mit zunehmendem Wachstum des amerikanischen Geschäftes und der, von Jahr zu Jahr, auf Grund ihrer Erfahrungen selbständigeren Haltung der Brüder zu leiden hatte. Mit der Zeit ließ wohl auch das Stürmische der ersten erfolgreichen Jahre nach. Als aber bedauerlicherweise um das Jahr 1887 zu den sachlich unvermeidlichen Schwierigkeiten im Verkehr mit Deutz, auch noch, aus vorerst unerkennbarer Richtung, persönliche Anfeindungen und Verdächtigungen kamen, mußte Adolf daran denken, sein Steuer auf einen anderen Kurs einzustellen.

Am 10. April 1880 hatte Adolf Schleicher sein „Anneken“ geheiratet und schon am 17. desselben Monats mit nach Amerika genommen. Anna schenkte ihm schon dort fünf Kinder, von denen aber zwei den Eltern bald wieder entrissen wurden.

Im Jahr 1889 hat Adolf sich endgültig entschlossen, die geschäftlichen Beziehungen zu Deutz zu lösen und Jakob die alleinige Führung der Firma zu überlassen. Wäre nun aber Adolf nun gleich nach Europa zurückgekehrt, so hätte möglicherweise in einer mündlichen Aussprache dem Zusammenhalt der Familie,

insbesondere aber den Beziehungen zum Hause seines Onkels und Schwagers Eugen Langen unwiederbringlicher Schaden zugefügt werden können. So reisten Anna und die Kinder allein über den Atlantik nach Hause, während Adolf den längeren Weg über den Stillen Ozean nahm.

Und damit entschied sich auch sein weiteres Schicksal: Eine Tätigkeit als Ingenieur außerhalb der Familiengründungen lag für Adolf nicht im Bereiche möglicher Erwägungen. So hatte er sich dazu entschlossen, Medizin zu studieren. Der Schwiegervater war Arzt. Er, sein Sohn und der Stiefsohn Bäschi hatten schon in der Berliner Zeit Adolf der Welt der Medizin nahegebracht. Und Wilfried erlebte in Antwerpen das erste Aufblühen seiner jungen Praxis.

Da aber kam von der Reise, die über Hawai, Fidschi, Samoa, Australien, Ostafrika und Ägypten führte, die Nachricht: „Ich studiere nicht Medizin, sondern Sprachen.“

Adolfs Sprachenbegabung war niemandem fremd. Schon als Zwölfjähriger sprach und schrieb er deutsch, französisch, flämisch, englisch und norwegisch. Und wie sehr ihn seine Überlegenheit auf diesem Gebiet bewußt war, hörten wir schon aus der Geschichte von der französischen Rede seines Vaters. Nun aber beginnt für ihn erst das neue Leben. Und aus den, in einer überaus schwer leserlichen, im Ausdruck immer fort wechselnden Handschrift niedergelegten Tagebüchern erfahren wir von der sofort begonnenen und auch während der Seekrankheit nicht unterbrochenen Arbeit – aber auch von dem eigenartigen Menschen, der sich durch das Dickicht einer nichts weniger als erfreulichen Umgebung den Weg ins Freie bahnt.

Nichts entgeht dem scharf und kritisch beobachtenden Blicke: Tiere und Pflanzen, Bauten und Maschinen, und vor allem die Menschen, deren große und kleine Schwächen er seinem Anneken ebenso humorvoll wie drastisch, auch vor Peinlichem nicht haltmachend, beschreibt. Er bewundert und lobt selten, auch darin seiner Mutter ähnlich. Rückhaltlos aber ist seine Anerkennung für Menschen, besonders für Frauen, die im schweren Dienste der christlichen Nächstenliebe stehen. Während des längeren Aufenthaltes an der Ostafrikanischen Küste nimmt er an allem teil, was die dort bunt zusammengewürften Menschen bewegt. Er wird durch seine Lebhaftigkeit in hochpolitische Intrigen verwickelt – und steht doch immer wieder abseits, als könne er sich im zu nahen Umgange mit diesen Leuten, die das Schicksal oder auch nur ein Kommando in ein nachts von Dirnen umlauertes Tropen-„Hotel“ verschießt, in nicht wiedergutzumachender Weise beschmutzen. Man fühlt, wie man ihn, den unbestechlichen Einzelgänger mißtrauisch beobachtet. Und es belustigt ihn selbst, wie man ihn einmal für einen Stockengländer, dann wieder für einen französischen politischen Agenten, oder für irgend etwas anderes, nur nicht für einen Deutschen hält. Und ist doch so deutsch in seinem Verhalten!

Mit tiefster Anteilnahme verfolgt er Wißmanns Taten. Aber er leidet unter der von allen Seiten immer wieder erhobenen Behauptung, die Deutschen sagten den Eingeborenen, es gäbe keinen Gott. Hartnäckig, aber vergebens, kämpft er eine Weile gegen diese Beschuldigung, die er für eine von den Engländern und Amerikanern verbreitete Verleumdung hält. Auf den französischen Missionen, wo man ihm persönlich mit größter Achtung und Herzlichkeit begegnet, setzt er sich mit besserem Erfolge für die deutschen Missionare ein.

Man sieht ihn überall, auch in den Tropen vom frühen Morgen bis zum späten Abend tätig. Fast täglich nimmt er am Gottesdienst irgendeiner Konfession teil und „exerziert“ Sprachen. Oft erwähnt er in den Tagebüchern das Fieber, dessen erschreckende Wirkungen ihn immer wieder vor Augen stehen. Aber er beruhigt sein Anneken mit der Behauptung, man müsse das Fieber zehnmal gehabt haben, bevor man daran sterben könne. Zweimal schreibt er auch, Tanga sei ein besserer Hafen als Dar-es-Salam – wo er sich lange aufhält – und Tanga sei fieberfrei. Aber der Tod kann auch in Tanga warten. Reich an Erfahrungen und für sein Studium ausgezeichnet vorbereitet, kehrt er nach Europa zurück von einer Reise, die nur ein „diplomatischer“ Umweg sein sollte, und er bezaubert mit seiner unbekümmerten Fröhlichkeit alle Welt, die auf ihn lauscht. Natürlich besucht er zuerst seine alten Eltern in Antwerpen, und sie, seiner sicher, belustigen sich an der Fülle lustiger Anekdoten und Schnurren, die er vorzutragen weiß.

Aber es kommt auch vor, daß man ihn nicht recht ernst nimmt. Und gar mancher, dem es nicht gegeben ist, ihn mit dem ihm zukommenden Stabe zu messen, wirft ihm allerhand Böses vor. Doch ist es fast nicht selbstverständlich, daß neben soviel Licht auch anderes in der Tiefe wohnen muß? — nur die ungewöhnlich vielgestaltige und wandelbare Handschrift läßt allenfalls errahnen, was diese, dem oberflächlichen Betrachter so einfach erscheinende Persönlichkeit, zwischen Mörtel und Steinen zusammenhält.

Adolf läßt sich nun mit seiner Familie, die sich noch um drei Köpfe vermehrt, in Berlin nieder und bezieht zunächst die dortige Universität. Aber der besondere Ruf Wiens mit seinen bedeutenden Linguisten und Orientalisten zieht ihn in die österreichische Hauptstadt. Nach seiner Promotion zum Dr. phil. — wahrscheinlich bei Friedrich Müller — kehrt er nach Berlin zurück und veröffentlicht eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten, von denen hier nur die Somali-Grammatik genannt sei, die noch lange nach seinem Tode in Veröffentlichungen über ostafrikanische Sprachen erwähnt wird. (Eine gerechte und sachliche Würdigung von Adolfs wissenschaftlicher Tätigkeit müßte von einem Fachmann verfaßt werden.)

Kaum fünf Jahre sind seit seiner Abreise von Philadelphia vergangen, da rüstet Adolf zu einer neuen Reise nach Ostafrika. Es heißt, man habe ihn damals nach Wien holen wollen, wozu aber Adolf angesichts der starken Verjudung der Universität wenig Neigung verspürte. Günstiger lagen die Aussichten für die Berufung des Außenseiters an das orientalische Seminar der Berliner Universität, obwohl Adolf starke Bedenken auch gegen die Annahme eines so ehrenvollen Rufes hatte, weil er sich wegen einer leicht auftretenden Verkrampfung der Stimmbänder immer wieder Schonung auferlegen mußte.

Anfang Januar 1894 reist er ab. In Massaua (Erythräa) soll er bereits am Fieber erkrankt sein. Doch berichtet uns die Witwe des schwedischen Stationsarztes Dr. Winquist nichts davon. Zwei bis drei Monate habe er auf der Station Moncullo, eine Stunde von Massaua entfernt, gelebt und sich mit mehreren, damals noch wenig erforschten Sprachgruppen, doch hauptsächlich der Gallasprache beschäftigt. (Sein Lehrer Onesimus, ein ehemaliger Gallasklave, der selbst später die ganze Bibel in seine Sprache übersetzte und heute als Apostel des Gallavolkes verehrt wird, erwähnt Adolf später in seiner Autobiographie als Autorität auf dem Gebiet der Sprachforschung.) Dann sei Adolf südwärts gezogen, und Dr. Winquist habe noch mehrmals mit ihm korrespondiert.

In Aden erkrankt Adolf schwer an Dissenterie, und erholte sich auch nicht auf der sechstägigen Fahrt mit dem Reichspostdampfer „Reichstag“. Am 30. April trifft er erschöpft in Tanga bei seinem Freunde Dr. Perrot ein und möchte doch nach Zanzibar fahren und dann über Tanga und Neapel heimkehren. Aber am 2. Mai 1894 erliegt er mit 42 Grad dem Fieber. Vier Wochen später wäre er vierzig Jahre alt geworden.

Adolf Walter Schleicher heiratete am 10. April 1880 zu Antwerpen Anna Maria Helene Jakobi, * 10. Februar 1858 in Berlin, † 13. April 1928 in Berlin. Sie ist die Tochter von Adolf Ferdinand Jakobi, * 26. August 1820 in Neumarkt (Schl.), † 21. August 1892 in Ballenstädt und Malwine Seraphine Agnes Schönberg, * 19. September 1830 zu Berlin, † 24. Februar 1891 zu Berlin.

Kinder:

- 1) Anna Emma Malvine Schleicher
* 9. Januar 1881 in Philadelphia (Pa)
lebt unverheiratet zu Berlin
- 2) Anna Elisabeth Schleicher
* 21. Oktober 1882 in Philadelphia (Pa)
† 4. April 1920 in Berlin
∞ 4. Februar 1907 zu Berlin mit
Erhard Eduard Leyde
* 16. März 1880 in Berlin

Enkel:

Zwei Söhne
Drei Töchter

Kinder:

- 3) Adolf Felix Schleicher
* 6. Juli 1884 in Media bei Philadelphia
† 26. Juli 1885 daselbst
- 4) Anna Katharina Schleicher
* 24. September 1886 in Media bei Philadelphia
† 16. Dezember 1888 in Philadelphia
- 5) Jakob Konrad Schleicher
* 29. August 1888 in Media bei Philadelphia
† 13. Juni 1915 bei Jaroslaw (Rußland) gefallen
- 6) Heinrich Adolf Martin Schleicher
* 26. Oktober 1889 in Berlin
† 8. September 1906 in Berlin
- 7) Hans Adolf Schleicher
* 5. Mai 1892 in Berlin
∞ im Juli 1922 zu Swakopmund (Südwest-Afrika) mit
Charlotte Marie Emilie Dora Noeske
* 2. September 1892 in Belgrad
- 8) Katharina Elwira Johanna Schleicher
* 5. Mai 1891 in Berlin
∞ 29. Juni 1900 zu Berlin mit
Hans Siegfried Schnieber
* 27. April 1886 in Freystadt (Niederschlesien)

Enkel:

Ein Sohn
Zwei Töchter

Vier Söhne
Drei Töchter

Zu I d 2:

Erhard Leyde war nach abgelegtem Abitur fünf Jahre in Berlin und New York zur kaufmännischen Ausbildung tätig, war dann Direktionsassistent bei einer Berliner Maschinenfabrik, und ist seit 1912 Mitinhaber der Waagenfabrik Koch & Gast in Berlin. Er heiratete in zweiter Ehe Elisabeth Felsberg, Tochter von Karl Felsberg, früher deutscher Konsul in Malta. —

Zu I d 5:

Jakob Schleicher machte sein Dipl.-Ing.-Examen und tat als Kriegsfreiwilliger Dienst als Unteroffizier beim Res.-Inf.-Regt. 203. Er wurde am 13. Juni 1915 bei Jaroslaw vermißt und zwei Jahre darauf bei der Umbettung gefallener Soldaten an der Erkennungsmarke identifiziert.

Zu I d 7:

Adolf Schleicher befand sich bei Kriegsausbruch in Deutsch-Südwest-Afrika, wo er sich während der Feindseligkeiten vorübergehend im Garnison- und Kameldepot betätigte. Nach langjähriger Kolonialarbeit wurde ihm die Farm Ondehaka — Regierungsland — 1920/21 endgültig überlassen.
Dora Noeske ist die Tochter von Karl Noeske und Elise Lefrère aus Straßburg im Elsaß.

Zu I d 8:

Hans Schnieber studierte in Breslau und Rostock Theologie, wurde 1904 Vikar in Frankfurt am Main, dann wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek zu Posen, 1905 Hilfsprediger an der lutherischen Gemeinde in Berlin, 1907 Pastor an der lutherischen Pfarodie Altkranz, 1911 Hilfsgeistlicher an der Lutherischen Kirche in Meißen, 1912 Pfarrer in Borsdorf bei Leipzig, 1918 in Dresden, 1927 in Chemnitz und 1932 in Leipzig. — Hans Schnieber ist der Sohn von Superintendent Heinrich Julius Adolf Schnieber, * 15. Februar 1854 in Eglau bei Sprottau, † 21. Dezember 1930 in Witten an der Ruhr, und Margarete Antonie Wermelskirch, * 16. Mai 1860 in Schwiebedawe bei Militsch (Schl.), † 10. April 1930 in Guben. —

Gottfried Schleicher

geboren 1855, gestorben 1930

I e

Als dieser Enkel des Kaufmanns Johann Jakob Langen am Heiligabend 1929, noch dreiviertel Jahre vor seinem Ende, von einem erschreckenden Schüttelfrost befallen wurde, bat er Frau und Tochter darum, ihn in der Todesanzeige als den Kaufmann Gottfried Schleicher zu bezeichnen.

Mit diesem, seine Einstellung zu seinem Stande und auch zu seinem Leben grell beleuchtenden Wunsche wäre es natürlich unvereinbar gewesen, wenn Gottfried sich auch nur im geringsten über seine Standesgenossen hätte erheben wollen, von denen doch so viele nur durch irgendeinen Zufall oder mangels anderer Ausbildungsmöglichkeiten dem Kaufmannsberufe zugeführt worden sind. Es muß vielmehr schon sehr früh eine Berufung besonderer Art an Gottfried ergangen sein, der in späteren Jahren, nach einem zuverlässigen Zeugnisse, alle anderen Berufe außer dem des Kaufmanns als mehr oder minder schmarotzerhaft bezeichnet hat.

Wüßten wir nun heute nur um diese höchst seltsame Äußerung und um jene Bitte eines vom Tode Bedrohten, so wäre dies schon sehr viel. Aber wir könnten den Menschen darum allein noch nicht lieben.

Frühe Bilder zeigen Gottfried in auffallend aufrechter Haltung. Das Kinn legt sich zurück, der Mund ist kampfbereit, die unbestechlichen Augen blicken, ähnlich denen seiner Schwester Hermine, nur härter, geradeaus. Was wir jedoch von seiner Jugend wissen, spielt sich noch im Zwielfichte widerspruchsvoller Berichte ab. Wir hören von bewegten Anfängen nach der Schulentlassung. Es ist auch von der Krankheit die Rede, die einigen seiner Geschwister verhängnisvoll wurde. Dann steht da, vieles überschattend, das schwere Zerwürfnis mit dem Vater, das Gottfried noch durch lange Jahre nahegeht. Auch Harmloseres wird berichtet, dem aber immer eine tiefere Bedeutung zukommt. So erzählt Gottfried später oft und lächelnd, mit dem etwas traurigen Zug um den Mund, der sich mit den Jahren verstärkt, von dem scharfen Tadel, den er von seinem Vater einstecken mußte, als er das sich gut anlassende englische Geschäft aus gesundheitlichen Gründen ohne Gewinn anderen überließ. Gottfried weiß sehr wohl, was ihn mit dem Vater verbindet. Aber sein Weg ist ein anderer. Der Enkel Johann Jakob Langens stellt seine Zukunft auf sich selbst.

Eugen Langen ist es, der diesmal mit besonderem Glücke einen Neffen in den eigenen Lebensplan einsetzt und ihm die Möglichkeit zur Entfaltung gibt: am 24. Februar 1880 verpflichten sich die Firmen J. J. Langen & Söhne und Pfeifer & Langen zum Einkauf ihres Bedarfs an Rohzucker durch Gottfried Schleicher in Magdeburg. Die „Familienbank“ J. J. Langen & Söhne beteiligt sich kommanditistisch an dessen Kommissionsgeschäft. Gottfried ist verpflichtet, den beiden Firmen täglich über die Lage auf dem Zuckermarkt zu berichten, die Rohzuckerfabriken, bei denen die Einkäufe getätigt werden, zu besuchen, und über den Stand der Produkte und deren Herstellung zu berichten. Am 28. März 1882 wurde das Abkommen auf die Firmen Vom Rath und Bredt und auf den Rheinischen Aktienverein für Zuckerfabrikation ausgedehnt. Dies war, wenigstens anfänglich, der äußere Rahmen für Gottfrieds Wirken. Wäre er nicht als Sproß des Antwerpener Hauses geboren, und hätte er über eine größere körperliche und seelische Robustheit verfügt, läge, so aufreibend sich seine Tätigkeit auch nach und nach gestaltete, die unabweisbare Entwicklung zur endlichen Verbitterung nicht so folgerichtig vor uns. Doch wären Gottfrieds Auftraggeber nicht so gut bedient gewesen und an dem zum Ehrennamen eines Kaufmanns gehörenden äußeren Erfolg hätte es möglicherweise gefehlt.

Der Ehrbegriff, der mit Gottfrieds Wesen unzertrennbar ist, war doch wohl dem Durchschnitte zu hoch gesteckt und mußte auch einigen unerfreulichen Elementen unbequem werden. Und es gehört nicht allein

Mut, Intelligenz und persönliche Makellosigkeit dazu, um es sich leisten zu können, vor versammelter Börse die Schulfereien eines Mächtigen aufzudecken. Auch Gottfrieds Vater hätte das gekonnt. Aber dieser sah die Mitmenschen nur vom christlichen Gesichtswinkel aus. Als Einzelpersönlichkeiten oder gar als Standesgenossen gingen sie ihn wenig an. Gottfried aber litt unter dem Allzumenschlichen, wo es ihm auch begegnete. Und da er zu ehrlich sich selbst gegenüber war, um moralisieren zu können, wurde er zum Menschenverächter.

Außerlich betrachtet, kam er im Laufe der Jahre zu Reichtum und immer höherem Ansehen. Zwar brachte das Jahr 1889 mit dem großen Zusammenbruch auf dem Zuckermarkte einen schweren Rückschlag. Gottfried verlor ohne eigene Schuld alles bisher Erworbene. Und, ohne sich an den Vergleich von 75 Prozent zu halten, zahlte er seine Schulden auf den Pfennig aus. Dann begann er von neuem, als der Kaufmann, den er meinte, als er vom Leben Abschied nahm.

Nach achtundzwanzig Jahren, vollkommen aufgerieben, zog er sich aus dem Berufsleben zurück. Verwandten, die ihn nicht verstanden, gab er immer wieder zur Antwort, er habe nun genug verdient, andere sollten auch etwas haben. Und erzählte dann auch wohl wieder die Geschichte von der Aufgabe des englischen Geschäftes und auch die andere, seines Vaters, der um eines christlichen Grundsatzes willen einst eine äußerlich glänzende Zukunft aufgegeben hatte.

Er erzählte überhaupt gut und gerne, und flocht harmlose, Wärme ausstrahlende Scherze mit ein, über die er selbst ein wenig müde und traurig lachte. Von beruflichen Dingen sprach er auch vordem nur wenig und ganz sachlich. Gerne verweilte er bei Fontane, dem unerbittlichen Realisten, dessen Werke in seiner Bibliothek einen großen Raum einnahmen. Aber die Welt, die ihn, außer dem Kreise seiner umsorgten Nächsten, nun wirklich ganz ergriff, war die der Musik.

Gottfried hat, wie seine Neigung zu Fontane beweist, selbst stets den Weg eines nüchternen Realisten gehen wollen. Und hat es jedenfalls nie am Mute fehlen lassen, den bitteren Kelch notwendiger Schlußfolgerungen zu ergreifen. Aber seine – durchaus irdische – Heimat war doch wohl eher die höhere Realität, die er sich im Einsatze seiner durch und durch musischen Persönlichkeit eroberte.

Als Instrumente waren Harmonium und Orgel von Jugend auf gegeben. Aber der Geist der Musik, der diesen Instrumenten entspricht, entstammte nur zu einem Teile dem Elternhause. Dort waren Musik und kirchliche Religiosität nicht voneinander zu trennen. Gottfried hat aber noch im Alter ernstlich den Austritt aus der Kirche erwogen. Was ihn davon abhielt, war der drohende Ausschluß aus dem Magdeburger Dom, dessen hervorragende Orgel ihm, dem „ungläubigen“, als ehrenamtlichen Organisten zur Verfügung stand. Daheim spielt er – bezeichnend für die Art seiner Gemütswerte – eher als Meister der Farbe als der Zeichnung auf einem wunderbaren französischen Kunstharmonium, das dritte, das er sich im Lauf der Jahre angeschafft hat.

In den schweren, durch die Inflation und den Verlust des materiellen Lebensrückhaltes gekennzeichneten Nachkriegsjahren glaubt er wohl die Lage der Seinen durch den Verkauf des geliebten Instrumentes zu erleichtern, was aber natürlich von Frau und Kindern energisch abgelehnt wird.

Die Sorgen wachsen nun von Jahr zu Jahr, und mit ihnen die körperlichen Beschwerden, die schon in den besten Jahren seine täglichen Begleiter waren. Tröstungen herkömmlicher Art lehnt Gottfried sarkastisch höhrend ab. Er kennt seinen Weg und nennt sich selbst „bissig, wie ein alter Kettenhund“. In den letzten qualvollen Monaten spielt er in allen denkbaren Farbwanlungen immer wieder und wieder das Choralvorspiel von Schaper zu „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir!“

Und geht dann seinen Weg zu Ende.

Gustav Gottfried Schleicher wurde am 4. September 1855 in Antwerpen geboren und ist am 20. Oktober 1930 in Magdeburg gestorben. Am 8. September 1883 vermählte er sich mit Charlotte Emilie Mathilde Reuleaux, geboren am 28. Juli 1859 in Riesbad (Kanton Zürich) als Tochter des Geheimen Regierungsrats und Professors Franz Reuleaux, * 30. September 1829 zu Eschweiler Pumpe, † 20. August 1905 zu Berlin, und von Charlotte Overbeck, * 28. März 1829 in Antwerpen, † 26. Juli 1908 in Magdeburg.

Kinder:

1) Wilfried Helmuth Schleicher

* 10. Juli 1884 in Magdeburg

∞ mit Meta Helene Jäschke

2) Margarete Dora (gen. Dodi) Schleicher

* 10. Dezember 1887 in Magdeburg

Z u e i t:

Helmuth Schleicher ist technischer Angestellter bei einer Reichsbahndirektion.

Emma Schleicher

geboren 1856, vermählt 1879 mit Hermann Schumm, gestorben 1884

Helle, klare Augen unter einer hohen, reinen Stirne, frei die feingeschwungene Nase, und ein gütig-weicher, voller Mund. Wie bei gotischen Madonnen lastet der Kopf ein wenig schwer auf hängenden Schultern, und die Füße haben Mühe, den zarten Körper zu tragen. Aber durchaus keine wurmstichige Holzfigur, sondern ein Mensch, jugendfrisch und froh, den – nach dem Urteile einer Fremden – jedermann gern haben mußte: das war Emma in ihrem kurzen, glücklichen und reichen Leben.

Sie war des Vaters erklärter Liebling – weil sie seinen Willen, vor allen Dingen Gott zu ehren, mühelos verstand. Sie war die treue, magdliche Gehilfin ihrer tätigen Mutter, von deren Frohmuth und kindlichem Vertrauen sie bis zuletzt noch allen schenkte, die auf ein Wunder hoffend, von ihr Abschied nehmen mußten. Sie war der Schutzgeist ihrer jüngeren Geschwister, das „verliebte Bräutchen“ und die kluge Stütze des sehr viel älteren Mannes, die fromme Mutter ihrer kleinen Kinder.

Da sie dem Nachfolger eines Famulus des Doktor Martinus Luther, Hermann Schumm, dem „treuen, ehrlichen Charakter“ – den der über die Verlobung höchst vergnügte Eugen Langen einen Musterknaben nennt – in die Ehe folgte, heiratete sie einen gläubigen Mann nach dem Herzen ihres Vaters. „Ein ungläubiger Mann kann ein solches Mädchen nicht befriedigen“, schreibt sie einmal von einer anderen, „und wie wenig fromme Männer gibt es in den besseren Ständen.“ –

Schumm, der hochbegabte, künstlerisch veranlagte Ingenieur, der schon eine Reihe von Jahren in Eugen Langens Auftrag tätig war, sah die Liebliche zum ersten Male in ihrem Antwerpener Elternhaus, als er dort die Grüße seiner bisherigen amerikanischen Mitarbeiter Jakob und Adolf Schleicher überbrachte. Und da Emma während desurlaubes einer Erzieherin zur Unterstützung ihrer Schwester Hermine am unvergeßlichen, sonnigen Sittarderhof weilte, versprach sie dem „echten Gemüthsdeutschen“ dort, aus ihrem zarten Herzen aufjubelnd, die Hand fürs Leben.

Und ahnt noch nichts davon, wie kurz ihr Leben ist. Die Sorge geht um den Bestand des ersten großen Glücks: „wenn doch die Blumen, die Du mir so schön ins Moos gesteckt, die Blumen nicht zu welken brauchten!“

Schumm, den man überall benötigt, geht nach Paris. Emma folgt ihm als Gattin dorthin. Zwei köstliche Mädels werden ihr geboren: „lecker“, wie man sie später bei den Großeltern in Antwerpen nennt. Wie in ihrer Geburtsstadt als junges Mädchen, nimmt sich auch in Paris Emma der evangelischen Gemeinde an und unterstützt den Gottesdienst mit ihrem Orgelspiel.

Hermann Schumm wird als Daimlers Nachfolger nach Deutz berufen. Im ersten Mülheimer Haus hinter der Gasmotoren-Fabrik findet nun auch Emma eine neue Heimat.

Im vierten Ehejahr kommt der Sohn zur Welt. „Er soll ein rechter Streiter Christi werden“ – Karl fällt 1917 als Flieger in Flandern.

Das war im Juni 1883. Im September nimmt Emma, schon schwer leidend, an Gottfrieds Hochzeit teil. Sie bemerkt dort Lotte Walter, die ihren Kindern später eine zweite Mutter wird.

Und dann beginnt der Abschied.

Gegen Davos, wo ihre Schwester Elisabeth so unglücklich war, sträubt Emma sich. Sie will in der Nähe von Mann und Kindern bleiben. So bringt man sie nach Honnef, wo Schumm sie jeden Samstag besucht.

„Das beste Gegengift ist die Arbeit“, hatte Emma früher einmal geschrieben, und man hätte meinen können, Hermine, die Ältere, habe dies nun gesagt. Nun aber liegt sie da und wartet, während die Anderen, die auch in guten Tagen so schwer von ihr gehen konnten, immer noch hoffen. Und freut sich der wenigen Sonntage, da sie noch an ihres Mannes Arm in die Kirche darf. „Hermann weiß sehr wohl, daß ich nicht an Genesung denke, doch sind wir Samstags immer recht froh miteinander.“ Und schreibt dann weiter: „bei uns geht Alles so glücklich zu, und Du freust Dich, daß uns dies Glück durch Gottes Hilfe dürfte zuteil werden. Wenn ich daran denke, kann ich nicht anders als dankbar und froh sein. Ja, wenn ich heute meine Augen schließen sollte, dann sind Mann und Kinder aufs beste versorgt. Ich bin schon so lange hier und rege weder Hand noch Fuß für die Meinen, und zu Hause geht Alles seinen stillen, friedlichen Gang. Weshalb sollte ich daran zweifeln, daß der treue Gott auch weiter sorgen wird, sorgen für Ersatz, wenn mein guter Mann einsam dasteht im Leben, damit er wieder recht froh würde und nicht des Tages Last und Sorge allein erleben muß.“

Das war am 1. Februar 1884.

Bald wissen der Arzt und Bruder Wilfried keine Hilfe mehr. Und Emma verlangt nach Hause, um dort zu sterben.

Am 13. August geht ein glücklicher Mensch dahin.

Sie hatte sich gewünscht, vom Vater, der ihr wohl in Kinderträumen als der liebe Gott erschienen war, in den Sarg gelegt zu werden. Aber der Alte ist auch nicht zur Beerdigung seines Lieblings auf dem Mülheimer Friedhof erschienen, und er verbarg seine Not hinter Versen, deren rührende Hilflosigkeit durch den tiefen Schmerz geheiligt ist, den dieser oft geprüfte Vater durch den Tod erfahren hat:

Was soll ich Dir als Denkmal weihen?
Ein Kreuz – an seinem Fuß Dein Bild,
Die Hände, die den Armen leihen,
Die Lippen, die sie trösten mild.
Und auf zum Kreuze hoffend schauen
Drei Kindlein, die noch nichts verstehn,
Die jedem Wort der Mutter trauen
Und freuen sich aufs Wiedersehn.

Was soll ich Dir als Denkschrift schreiben?
Emma-Johanna – ebenan?
Verborgen wie der Immen Treiben,
Dein Wirken war in Gott getan.
Ein sanftes, liebevolles Wesen,
Johannes gleich, war Deine Zier,
Drum soll man hier am Stein es lesen:
Emma Johanna ruhet hier.

Was soll ich auf den Hügel legen?
 Ein Blumenbeetchen pflanz ich drauf.
 Und Kinderkinder werden's pflegen,
 „Die Liebe hütet nimmer auf.“

Emma Schleichers Gatte Hermann Schumm (* 2. oder 4. Februar 1841 in Stuttgart) war der Sohn von Karl Schumm, das dreizehnte und jüngste Kind aus des Vaters Ehe mit Annelie D'Esion de Servance, der Tochter eines französischen Majors, der während der Revolution an den Ansbacher Hof geflüchtet war. Karl Schumm wurde am 11. September 1794 in Erlangen geboren, trat in den Württembergischen Staatsdienst über und war zuletzt Regierungsdirektor des Jagdkreises mit Wohnung in Ellwangen, wo er am 27. Juli 1863 gestorben ist. Seine Gattin Amélie war am 26. Dezember 1798 in Paris geboren und ist am 9. April 1947 zu Reutlingen gestorben.

Hermann Schumm besuchte das Gymnasium in Ellwangen, ging bei einem Schlosser in Nürnberg in die Lehre und besuchte dann die polytechnischen Schulen in Augsburg und Stuttgart, sowie das Königliche Gewerbeinstitut zu Berlin. Hier arbeitete er, um sich etwas Geld zu verdienen und auch aus Interesse am Bauwesen und seinem künstlerischen Einschlag bei einem Architekten. Im Jahre 1861 erhielt Hermann Schumm seine erste Anstellung als Maschinentechner bei der Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe, welcher er mit zweijähriger Unterbrechung (1866 bis 1868) bis zum Jahre 1871, und zwar die letzten drei Jahre als Oberingenieur, angehörte. Während der genannten beiden Jahre wirkte Schumm in Basel als Lehrer für Maschinenbau und Zeichnen an der städtischen Gewerbeschule und an der Zeichenschule der gemeinnützigen Gesellschaft. Er erwarb das Schweizer Bürgerrecht und blieb Schweizer Staatsangehöriger bis an sein Lebensende. Der Wunsch, das Ausland kennenzulernen, führte ihn im September 1871 nach Belgien, wo er als Ingenieur in den Ateliers de Construction von Charles Beer in Jemeppe bei Lüttich ein Jahr tätig war und sich mit dem Bau von Schiffs- und Bergwerksmaschinen vertraut machte. Die Aussicht, eine eigne Fabrik in Verbindung mit der Kohlenfirma Birnbacher & Co. zu begründen, führte Hermann Schumm im November 1872 nach Straßburg im Elsaß, wo er die Werkstätten der Eisengießerei Straßburg erbaute und bis zum Jahre 1876 betrieb. Durch Auflösung der mitbeteiligten Kohlenfirma wurde aber auch die Eisengießerei Straßburg zur Liquidation veranlaßt und infolgedessen trat Hermann Schumm im Frühjahr 1876 in die Dienste der Gasmotorenfabrik Deutz, wo er an der ersten Formgebung des neu erfundenen Ottoschen Viertaktmotors mitarbeitete. Im Auftrage des Mutterhauses ging er dann 1877 nach den Vereinigten Staaten und begründete dort gemeinsam mit seinen späteren Schwägern Jakob und Adolf Schleicher die Firma Schleicher, Schumm & Co., die die Deutzer Gasmaschinen nach Zeichnungen und Patenten von Deutz herstellte und mit gutem Nutzen in den Staaten verkaufte. Von Philadelphia wurde er 1879 als technischer Direktor der neu begründeten Compagnie Française des Moteurs à gaz nach Paris berufen, wo er während eines dreijährigen Aufenthaltes die Werkstätten dieser Firma und einer von ihr gegründeten Tochtergesellschaft leitete. Dem Ruf seines Schwagers Eugen Langen folgend, übernahm er dann 1882 die technische Leitung der Gasmotorenfabrik Deutz. Seine Verdienste um dieses Familienunternehmen werden an anderer Stelle der Chronik gewürdigt werden.

Hermann Schumm vermählte sich am 22. November 1836 zum zweiten Male, und zwar mit Charlotte Walter, der Tochter des Oberpostdirektors und Geh. Oberpostrats Friedrich Walter in Leipzig (* 30. September 1832 in Limburg a. d. Lahn) und seiner Gattin Therese Frankenstein (* 14. Juni 1836 in Rumske bei Stolp in Pommern). —

Hermann Schumm erlag am 3. April 1901 in Bonn einem quälenden Leiden, das ihn in seinen letzten Lebensjahren dazu gezwungen hatte, sich mehr und mehr von den Geschäften zurückzuziehen. —

Kinder von Hermann und Emma Schumm geb. Schleicher:

1) Amélie Emma Schumm

* 3. Oktober 1880 in Paris

∞ 9. Juli 1901 zu Bonn mit

Reinhold Friedrich Heckmann

* 22. Januar 1873 in Berlin

2) Marie Elisabeth (Lisbeth) Schumm

* 16. November 1881 in Paris

∞ 22. Juni 1903 in Bonn mit

Albert Rosenkranz

* 2. März 1876 in Remscheid

3) Carl Adolf Schumm

* 28. Juni 1883 in Mülheim a. Rh.

† 30. September 1917 an der Westfront

von Hermann und Lotte Schumm geb. Walter:

4) Lotte Hedwig Mathilde Therese Schumm

* 16. Juni 1890 in Mülheim a. Rh.

∞ 18. September 1912 zu Bonn mit

Custav Alexander Peter Kruckenberg

* 8. Mai 1888 in Bonn

Enkel:

Zwei Söhne
 Eine Tochter

Ehe blieb kinderlos

Zwei Töchter

Zu I f 1:

Reinhold Heckmann ist Sohn von Friedrich Heckmann (* 24. Januar 1836 zu Berlin, † 26. Januar 1907 zu Bonn) und Mathilde Johanna Helene Dräger (* 11. Januar 1847 in Moskau). Reinhold Heckmann war kaufmännischer Direktor bei C. Heckmann, Kupfer- und Messingwerk zu Duisburg, wo er z. Z. im Ruhestand lebt.

Zu I f 2:

Albert Rosenkranz ist Sohn von Albert Rosenkranz, Lehrer in Remscheid (* 30. Dezember 1845 in Langenberg, Rhld., † 27. März 1906 in Remscheid). Albert Rosenkranz (d. Jüngere) besuchte die Schule zu Lennep und Barmen, studierte Theologie in Bonn, Berlin, Straßburg, machte 1897 die erste theologische Prüfung in Koblenz, 1899 die Oberlehrerprüfung in Bonn, 1900 die Lizentiatenprüfung in Bonn und nach einem halben Jahr in Koblenz die zweite theologische Prüfung. Er war dann Gemeindevikar in Trier, fünf Jahre Pfarrer in Vörde bei Wesel und anschließend Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Liverpool. Diese Stelle gab er infolge des Krieges auf, verließ England im Juni 1915 und war ab 1916 Pfarrer in Homberg Hochheide am Niederrhein. Von da nahm er eine Pfarrstelle in Hülvingen in Lothringen an, die er bis zur Ausweisung der Deutschen (1919) innehatte. Heimatlos lebte das Ehepaar Rosenkranz dann zuerst in Bonn bei ihrer, später in Dortmund bei seiner Mutter. Im Herbst 1920 wurde er zum Pfarrer in Kreuznach gewählt. Von diesem Amt trat er im Herbst 1939 zurück und übernahm die Stelle eines Provinzialkirchenarchivars in Bonn.

Zu I f 3:

Carl Schumm studierte zur Zeit des Kriegsausbruchs Mathematik. Er fiel als Leutnant der Res. der Fliegerabtlg. 18 hinter den feindlichen Linien bei einem Erkundungsflug nach der Sommerrückführung. Er war Inhaber des E. K. I u. II und des Ritterkreuzes mit Schwertern des Kgl. Hausordens von Hohenzollern.

Therese Schleicher

geboren 1857, gestorben 1869

Ig

„Am 9. November wurde uns durch des Herrn Gnade ein Töchterchen geschenkt, es erhielt in der Taufe am 20. Dezember den Namen Therese Henriette zur Erinnerung an meine verstorbene Tante Putz, geb. Königs, bei welcher mein Mann s. Z. in Neuß gütige Aufnahme gefunden. Henriette heißt die Pathin Langen geb. Thurneysen in Cöln, Pathe war mein Schwager Albert Langen. Herr erbarme Dich über dies Kindlein und laß es nicht verloren sein. — — —“

„Herr Du hast alles wohl gemacht – Gelobt sei Dein heiliger Name! Heute brachten wir zur Ruhestätte die irdische Hülle unserer kränklichen, gebrechlichen Therese. Sie starb am 26./27. Dezember in der Nacht, nachdem sie noch Tags zuvor fröhlich Weihnachten gefeiert. Früh mit Jesu Kreuz beladen, hat sie froh ihren Lebensweg vollendet, u. wir freuen uns ihrer Seligkeit bei Gott.

Der Herr nahm sie sanft von hinnen, die Bitterkeit des Todes schmeckte sie kaum.“

(aus Emma Schleichers Hauschronik)

Wilfried Schleicher

geboren 1858, gestorben 1912 und

Helene Schleicher geb. Langen (Vf)

geboren 1865, gestorben 1920

Wilfried, so wurde der vierte Bube getauft, den Emma Langen ihrem Gatten Adolf Schleicher schenkte. Er ward am 12. Oktober 1858 geboren, und „Wilfried“ stand gerade im Kalender. Friedfertig war seine Art. Aber in einem auf Kampf gestellten Leben ist es nun einmal oft so, daß gerade die Friedfertigen besonderem Mißtrauen begegnen, und daß sie sich dann sehr bald aus der Welt zurückziehen, die sie zu sehr liebten.

Ein altes Familienbild zeigt Wilfried als kleinen Jungen in der mädchenhaften Tracht der Zeit unter seinen Eltern und Geschwistern. Er lehnt an den Vater, aber die schon leicht geneigte, ernste Stirn weist auf selbstständiges Denken hin. Vom Gefühle her gehörte er eher an die Seite der Mutter, deren Liebling und Sorgenkind er blieb, auch später noch, als auch er, von der neuen Aufklärungswelle ergriffen, die unter Führung von Ernest Renan die damalige Jugend begeisterte, nach ihrer Meinung den Glauben seiner Väter verloren hatte.

Zeit lebens schwächlich und empfindsam, blieb er anlehnsbedürftig. Aber im Geistigen war er klar sehend und scharf unterscheidend. Schon als achtzehnjähriger Student der Medizin im dritten Semester der Genter Universität machte er als Schüler Van Bambekens mit dem kleinen Schülermikroskop, das nun zur Erinnerung in der Brüsseler Landesuniversität aufbewahrt wird, die bedeutsame, in der wissenschaftlichen Welt damals aufsehenerregende Entdeckung der Knorpelzelleilung – ein Vorgang, dem er den allgemein angenommenen Namen der Karyokinesis gab, und über den inzwischen, nach Zeugnis eines Wissenden, Hunderte von fleißigen Forschern ganze Bände veröffentlichten. (Er selbst hat in einer späteren Darlegung seiner Ergebnisse dem damals weit bekannten Warschauer Mayzell die Priorität für diese Entdeckung zuerkannt, die, in russischer Sprache mitgeteilt, nur spät zur allgemeinen Kenntnis gelangte.) Zum weiteren Studium Gent nunmehr mit dem von der Vaterstadt Antwerpen entfernter gelegenen Lüttich vertauschend, gelang es Wilfried nur schlecht, sich der peinlichen Pflicht zu entziehen, Sonntag für Sonntag in Antwerpen an einer der von seinem Vater gestifteten Kirchen den Blasebalg zu treten, so daß die fluchtartige Übersiedlung nach Leipzig – wo er als Cellist in den Gewandhauskonzerten mitwirkte – und später nach Berlin zur inneren Notwendigkeit wurde. Hier saß er zu Rudolf Virchows Füßen, und schloß dann – wieder in Genf – als Lieblingsschüler des bedeutenden Van Beneden seine Studien ab, um zunächst als Militärarzt, dann als Armenarzt, sich in der Vaterstadt niederzulassen, wo er im Verlauf der nächsten anderthalb Jahrzehnte als Abteilungsleiter am städtischen Krankenhaus und als Spezialist für Hals-, Nasen- und Ohrenleiden zu großem Rufe und vielen Ehren gelangte.

Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn der dem Geiste des Elternhauses innerlich Entfremdete, sich auch die volle Unabhängigkeit erkämpft hätte. Dazu aber war Wilfried, wie gesagt, zu anlehnsbedürftig und

auch zu empfindsam. Und so gehorchte er auch eines Tages dem von einer Fluchdrohung begleiteten Verlangen seines Vaters, sich unter den Kölner Kusinen nach einer Frau umzusehen. Nach kurzem Schwanken verlobte er sich im Frühjahr 1886 mit der vierten Tochter Helene seines Onkels Jakob Langen, und nur zwei Monate später, am 15. Mai, gemeinsam mit Clara und Julius Vorster, fand die Hochzeit statt.

Und während der Arzt und Naturforscher noch die wenigen ihm vom Schicksal vergönnten Jahre der Leistung und der Anerkennung vor sich hatte, beginnt hier, an der genauen Mitte eines kurz bemessenen Lebens, des Menschen allmählicher, einsamer Abstieg.

Schon allein die Welten, denen die nun äußerlich Verbundenen entstammten, waren trotz naher Verwandtschaft zu grundverschieden, um einen gemeinsamen fruchtbringenden Aufbau zu gewährleisten. Und Helene, am 5. Oktober 1865 geboren, mutterlos in den entscheidenden Jahren aufgewachsen, war im Grunde noch ein halbes Kind, als sie ihr schnelles, ihrem lebhaften Temperament entsprechendes Jawort gab.

Es ist wohl auch wahrscheinlich, daß sie, die sich stets, jedoch ohne zureichenden Grund als häßliches graues Entlein betrachtet hatte, und die sich auch in späteren Jahren des geldanbetenden, wilhelminischen Zeitalters weiterhin gegenüber ihren Schwestern zurückgesetzt fühlte – nun, da sie als Erste zur Ehe verlangt wurde, einen der schönsten Augenblicke ihres nach Glück verlangenden Daseins erlebte.

Die Ernüchterung kam sehr bald. Und zwar nicht erst als Wilfried vor der Geburt des zweiten Kindes genötigt war, auf längere Zeit nach Ägypten zu fahren, um dem Schicksal seiner früh von der Tuberkulose dahingerafftten Geschwister zu entgehen. Sie fühlte sich einsam in der puritanischen Enge des Antwerpener Familienkreises, und auch beleidigt durch dessen etwas absonderliche Teilnahme, wie sie etwa in der Frage eines ihrer Schwäger nach dem „armen, schwindsüchtigen Kerlchen“, ihrem damals noch pausbäckigen Erstgeborenen zum Ausdruck kam. Sie vereinsamte nach und nach, trotzdem ihre „Stehaufnatur“ äußerlich dem Leben zugewandt blieb, heiter zwar im Kreise fröhlicher Menschen, doch traurig und ohne Spannung, sobald sie sich selbst überlassen war.

Das große Antwerpener Haus an der Quellinstraße trug gewiß für eine Reihe von Jahren zur Belebung ihres Selbstgefühls bei, während es Wilfried ein höchst unwillkommener Ballast war. Hier konnte sie nach Kölner Art schalten und walten, und hier auch kannten sie die Verwandten und Freunde als sorgliche, junge Mutter.

Als jedoch Wilfried unter den Anforderungen der weit über seine Kräfte angewachsenen Praxis zusammenbrach und alles bisher Aufgebaute, wie es in solchen Fällen geschieht, beinahe überstürzt hinter sich warf: die Arbeit, das Heim, den Ruf als fähigsten Spezialisten des Landes; als in der bescheidenen Zurückgezogenheit des kleinen Brüsseler Miethauses sie sich, von den Söhnen abgeschnitten, deren ausschließliche Erziehung der Vater in krankhaftem Ehrgeiz für sich in Anspruch nahm, allein auf den Haushalt beschränkt sah: wuchs in Helene von Jahr zu Jahr die Sehnsucht nach der Heimatstadt, in der ihr Familienname im Glanze immer größerer Geltung erstrahlte.

Für Wilfrieds in Brüssel und – im Winter – im Tiefseeforschungsinstitut von Banyuls am Mittelmeer wieder aufgenommenene reine Forschertätigkeit hatte ihr ganz aufs Praktische gerichteter Sinn ebensowenig Verständnis, wie auch der ihrer Kölner Verwandten, die ihr dann auch in einem erbittert geführten, aber ohne juridisches Ergebnis endenden mehrjährigem Scheidungsprozeß treu zur Seite standen, während Wilfried, als einziger Sproß des Antwerpener Stammes in Belgien zurückgeblieben, hilflos und weisfremd, als früh Gebrochener noch bis kurz vor seinem Ende um die Wiederherstellung der Gemeinschaft und seiner im Verlaufe des Prozesses auf Anstiften der Anwälte leichtfertig angegriffenen Ehre mit langsam schwindenden Kräften rang.

Helene war nun frei. Aber nur dem Außenstehenden konnte es entgehen, daß es nicht die körperlichen Leiden waren, die ihre ewig glücksuchende Seele fesselten, und diese zugleich in atemloser Unruhe hielten. Das Leid saß tiefer, und es war unheilbar, und fraß auch in Köln und auch in dem nach ihren Wünschen

erbauten Häuschen im Frankenforst an ihrem Mark, bis sie der letzten Katastrophe ihres Lebens, dem drohenden Verluste ihres Vermögens durch die Inflation verständnislos und verzweifelt gegenüberstand. Wilfried hatte den Krieg und seine Folgen nicht mehr erlebt. Kurz nach seinem vierundfünfzigstem Geburtstag erlag sein von jeher widerstandsloser Körper der allgemeinen Vergiftung durch Mittel, deren er schon lange bedurfte, um wenigstens den Nachtfrieden zu finden, und die dem Arzte unbedenklich zur Verfügung standen. Gelegentlich seiner Beisetzung in einem Grabe des Antwerpener Friedhofes, das der sein baldiges Ende Fühlende kurz zuvor neben seinen Eltern und seiner Schwester Clara erworben hatte, wurde der strenge, stille, zuletzt von den Glücklicheren nicht mehr ganz ernst genommene Gelehrte, in dessen feingebildeten Zügen sich früh schon die Furchen tiefen Leides eingegraben hatten, zum letzten Male öffentlich geehrt.

Und das Schicksal wollte es ferner, daß auch Helene, neun Jahre später, im gleichen Alter durch eines jener Mittel, die der Menschheit ebenso zum Fluche wie zum Segen werden können, nach kurzen Jahren der Hoffnung und der Sorgen, der Mühen und der kurzen Freuden, ihr in guten Tagen stets den Hilfsbedürftigen zugewandtes Leben beschloß. Noch einmal erhoben sich in den Herzen ihrer Söhne und ihrer, ihr in allen Lagen treu zur Seite stehenden Geschwister die Fragen nach dem Sinn ihres Geschickes. Dann aber wurde ihre Asche still und unbenannt in Melaten dort zur Ruhe gebracht, wo die Erde das birgt, was einst ihres Lebens beglückender Inhalt war: die Familie Langen.

Kinder von Wilfried und Helene Schleicher (V):

1) Karl Adolf Schleicher

* 25. September 1887 in Köln
 ∞ 23. Januar 1921 zu Dortmund mit
 Gertrud Bölling
 * 5. Juli 1893 in Münster in Westf.

2) Jakob Friedrich Walter Schleicher

* 17. November 1888 zu Antwerpen
 ∞ 6. August 1919 zu Heidenheim/Brenz mit
 Erica Metzger
 * 30. Januar 1899 zu Heidenheim/Brenz
 Die Ehe wurde geschieden

Enkel:

Ein Sohn
 Zwei Töchter

Drei Söhne

Albert Schleicher

I i

„Am 21. Dezember 1859 vertraute uns der Herr ein neuntes Kind. In der heiligen Taufe in der hiesigen protestantischen Kirche am 22. Jan. 1860 erhielt es den Namen Gustav Albert. Pathen waren sein Onkel Albert u. August von Reddinghausen, Pathin seine Tante Wilhelmine geb. Platte.

Unsere Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er offenbare sich auch in diesem Knaben in ewiger Liebe und Treue! Amen.

Am 23. August 1871, Dienstag Abend 5¼ Uhr starb unser lieber Albert, nachdem er seine kurze 11jährige Pilgerzeit zur Hälfte in Kraft und Fülle der Gesundheit, zur Hälfte in Schwachheit und Krankheit zugebracht. Wir freuen uns seiner endlichen Erlösung unter Thränen. Der dreieinige Gott, der ihn aufgenommen in seinen Bund erhielt ihn in kindlichem seligen Glauben bis in den Tod. Sein Name sei gepreist.“

(aus der Hauschronik der Emma Schleicher)

Clara Schleicher

geboren 20. Januar 1861, vermählt 2. Februar 1895 mit

Johannes Friedrich Plücker

geboren 4. März 1847 in Lüttich, gestorben 22. Januar 1929 in Spa

I k

Es mag für ein Mädchen nicht immer leicht sein, als letztes Kind einer langen Geschwisterreihe zu stehen, denn es bleibt allzu oft und in besonderer Weise letztes und auch Kind, wenn die Eltern alt und hilfsbedürftig werden, und gerade dies nach alter Leute Art nicht gern zugeben.

Ein solches Mädchen wächst freudlos auf in einem stillen, ernsten Hause, und wird selbst sehr still oder wohl auch überlaut. Und während die alten Leute, wie Kinder, immer mehr an sich selbst denken, wird die Tochter, die nichts mehr sieht als ihre Eltern und einen ländlichen Diensthofen, auch nach und nach das eigene Leben vergessen, das draußen irgendwo einmal verloren ging. Aber vergessen ist niemals leicht, vergessen ist schwer. Und das macht müde, und manchmal auch bitter. Und es kann, auch wenn man erst fünf- unddreißig Jahre zählt, schon sehr spät geworden sein für eine sich öffnende Türe.

Clara war keine fröhliche Braut, als im Sommer 1894 ein fünfzehn Jahre älterer Mann, Johannes Plücker, um ihre Hand anhielt. Und wie alles im Lauf der Jahre sehr schwer geworden war, so kostete es auch Mühe, das Jawort zu geben. Johannes war Offizier in belgischen Diensten. Aber seine Eltern stammten aus dem Wuppertal, und das war eine gute Empfehlung in einem Hause, in dem Kriegsmänner sonst nicht gerne gesehen waren. Doch war Johannes kein Kriegsmann, beileibe nicht. Er war nach seinen Neigungen und seiner Ausbildung Ingenieur. Aber es gibt merkwürdige Wege im Leben eines Menschen, so von der Eiberfelder Gewerbeschule zum Brüsseler Polytechnikum, und nach einem kleinen Umwege in das belgische Heer, dem man nun seit fast zwanzig Jahren angehört.

Sehr prächtig, die Galauniform eines Artilleriemajors am Hochzeitstage. Aber der achtundvierzigjährige Mann, der in dieser Uniform steckt, gibt nichts auf Pracht. Und ebensowenig die Braut, oder erst gar der Brautvater, der um seiner kalten Füße willen Holzschuhe in der Kirche trägt, und der sich zuvor weigerte, eine Krawatte unter dem großen weißen Bart, seinem Schmuck, anzulegen. Gut, daß Ohm Eugen da ist, der Vielgewandte, heute im besterstem Fracke – und hilft: der Einzige, außer Gott, vor dem der alte Mann sich noch beugt.

Beinahe wäre es überhaupt nicht zur Hochzeit gekommen, wenn er, Vater Adolf, nicht ein Machtwort gesprochen hätte: man habe sie nun solange daheim gehabt, nun solle Johannes sie auch eine Weile nehmen. Ein wenig gutes Vorzeichen für eine Ehe.

Wenn aber Menschen guten Willens sind, kann sogar eine kinderlose Ehe gedeihen, auch wenn die großen, kurzsichtigen Augen der Frau hinter den scharfen Gläsern eines Kneifers immer müder werden und auch trüber. Und die Glieder schwer. Wenn nur das Leben in täglich gleicher Pflichterfüllung langsam dahinfließt, für die Frau und auch für den Mann.

Sehr still, aber von anheimelndem Reize war die an das Arsenal angeklebte, altertümliche Dienstwohnung mit dem Hühnerstall unter der Hauskapelle, mit den vielen kurzen Treppen und den langen, dunkeln Gängen. Unter dem Wohnzimmer im Erdgeschoß hatte Hans seine Werkstätte, wo er zwischen selbstgefertigten, funkensprühenden Geräten und Entwicklerschalen, zwischen Geißleröhren und Schreinerhandwerkszeug im bequemen Hausrock die Abende verbrachte, während Clärchen oben saß und las – sehr viel las.

Hans waren zwar eine Weile lang zwei Forts der Antwerpener Befestigung anvertraut worden. Aber man entbehrte ihn sehr bald im Arsenal, wohin er dann auch als Direktor und Oberstleutnant zurückgerufen worden war. Ein sehr verantwortliches Amt in dem kleinen belgischen Heere. Aber kurz bevor er sechzig wurde, nahm der nummehrige Colonel Plücker den Abschied.

Als „Commandeur de l'ordre Léopold“. Und als bescheidener Bürger des wallonischen Bades Spa, dem letzten deutschen Hauptquartier im Weltkrieg, mit seinen gepflegten Wegen und großen Wäldern, und den vielen kleinen belanglosen Häuschen, von denen sich das Ehepaar eines in der Route de Stavelot erwarb. Man ging spazieren und fotografierte mit den feuern, guten Platten, die es damals noch gab, und Clärchen las oder ging, wenn das kleine Haus und die Hühner versorgt waren, wohl auch mit, immer etwas müde, immer müde.

Und dann mußten die Ärzte gefragt werden. In Spa, in Lüttich und auch in Köln. Hermine bemühte sich wieder umsichtig und mütterlich um ihre jüngste Schwester, und Bruder Wilfried, selbst ein gebrochener Mann, kam aus Brüssel angereist. Und dann kam die Krebsoperation und der Tod. Am 24. August 1908, im achtundvierzigsten Lebensjahr, und nach einer nur dreizehnjährigen Ehe.

Ein Nefte, der einzige vielleicht, der einst in dem winkligen Hause am Antwerpener Arsenal die müden Augen aufleuchten, den Schritt leichter und die pflegenden Hände fester werden sah, und als ein halbes Kind wohl auch sehen durfte, – begleitete von Köln die sterbliche Hülle zur Bestattung nach Antwerpen. In die Hände des bestürzten, hilflosen Gatten, der allein mit ihm im Nachtragen stand und wartete, weil der prunkvoll vergoldete belgische Leichenwagen sich lange weigerte, den schlichten, aber allzu hohen deutschen Sarg aufzunehmen.

In diesem Sarge hat wohl Clara das Geheimnis von der stillen Not ihres Lebens mitgenommen. Und da sie keine Kinder hatte, ist auch niemand da, der einmal danach fragen wird.

Jean Plücker lebte noch lange das anspruchslose Leben eines Pensionisten. Nur der Krieg zwischen der Heimat seines Blutes und der Heimat seines Werdens, und auch der Verlust seines als Witwer ererbten und treulich für die Familie seiner Frau verwalteten Vermögens, brachten schwere Erschütterungen in sein von militärischer Zuverlässigkeit und Reinlichkeit so geregelten Lebens. Er schied erst 82jährig, unter der liebenden Pflege einer unverheirateten Nichte dahin, bis zuletzt mit warmem Herzen den Verwandten einer Frau verbunden, deren spröde Hingabe in wenigen Jahren seines langen Lebens mehr war als nur ein Zwischenspiel.

Zu I k:

Johannes (Jean) Friedrich Plücker war der Sohn von Richard Plücker, Kaufmann in Lüttich, * 4. März 1812 in Elberfeld, und Julie Rittershaus, * 16. März 1812 in Barmen, † 1. Oktober 1886 in Lüttich. —

Carl Otto Langen

(der Ältere)

geboren 1820, gestorben 1900

II

Im „Annotationsbuch“ des Schullehrers Johann Jakob Langen (d. Ält.) des Großvaters von Carl Otto Langen (d. Ält.) finden wir die Eintragung:

„1820 den 11. März wurde unserm Sohn J. Jak. ein Söhnchen geboren, das bei der heil. Taufe die Namen Carl Otto erhielt.“

Der junge Erdenbürger war das zweite Kind des 26jährigen Kaufmanns und ehemaligen Schullehrers Johann Jakob Langen aus seiner Ehe mit Hermine Zanders. Nach zweijähriger Pause war jetzt der älteren Tochter Emma der Stammhalter gefolgt. Die Nachfolge war also gesichert, und zwar, wie wir sehen werden, durch einen Sohn von hoher Lebenskraft und starkem Lebenswillen; jedoch sollte ihm kein leichter Lebensweg beschieden sein. Schon in frühen Jahren verlor er die Mutter. Das „Annotationsbuch“ meldet über diesen ersten Schicksalsschlag:

„1825 den 6. März erlebten wir das traurige Schicksal, daß unseres ältesten Sohnes getreue Gattin starb, und zwar an einer Leberentzündung, in einem Alter von 40 Jahren, 1 Monat und 1 Tag und hinterließ 4 unmündige Kinder!“

Die Mutter der allzu früh Verstorbenen sprang solange getreulich ein, bis die verwaisten Kinder durch die Wiederverheiratung ihres Vaters eine zweite Mutter erhielten.

Über das Haus seiner Großmutter, in dem er einige Jahre seiner Kindheit verlebte, entwickelt Carl Otto in einer Selbstbiographie, die er als 78jähriger schrieb, folgendes eindrucksvolle Bild:

„Mein Geburtshaus auf dem Kämpchen, an der nach dem Feld führenden Straße gelegen, war, wie fast alle Häuser des bergischen Landes, äußerlich mit blauem Schiefer bekleidet. Die mit kleinen Scheiben versehenen Schiebefenster waren weiß, die äußeren Fensterläden grün gestrichen. Vor dem Hause straßenwärts ein Brunnenhäuschen mit zuckerhutförmigem Dach, hinter dem Hause Scheune, Stallung und ein Blumengarten mit den schönsten Primeln, Aurikeln, Narzissen, Kaiserkronen, Stockrosen, Nelken; in der Mitte eine mächtige, prächtige alte Linde, dahinter ein Gemüsegarten und seitlich ein mit wohl gepflegten Obstbäumen versehener Baumhof. Das war das Paradies, in dem ich meiner Kindheit erste Jahre verlebte und in dem ich nun als Greis im Geiste umherwandele in Erinnerung an längst vergangene Zeiten...“

Als der Vater im Mai 1826 die Tochter des städtischen Hauptlehrers Gottfried Gustorff heiratete, zog die Familie in des letzteren geräumige Wohnung. 1828 folgte nach dessen Tode der zweite und 1832 der dritte Umzug innerhalb der Solinger Gemeinde.

Zunächst besuchte Sohn Otto die Elementarschule, wobei ihn sein Vater nebenher in den Anfangsgründen des Französischen unterwies. Dann durfte er teilnehmen am Hausunterricht, den des Vaters Brotherr Carl Joest seinen Söhnen durch Hauslehrer erteilen ließ. Daneben gab ihm der bei seinen Eltern im Ruhestand lebende Großvater Unterricht im Gesang und Klavierspiel.

November 1832 siedelte die Familie nach Köln über. Die Selbstbiographie Carl Ottos meldet hierüber:

„Wir bezogen eine große geräumige Wohnung, Severinstraße Nr. 57, und nun ging ein neues Leben für mich an. Der Übergang vom Lande nach der rheinischen Metropole, der Stadt mit ihren Domen und Kirchen, ihren alten Torburgen